Das Glück.

Novelle

von

Victor von Strauß.

(Die Schule des Lebens III.)

Zweite Ausgabe.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1888.

Das Glück.

III.

An einer abgelegenen Nebenthür des stattlichen Theaters, wo nur eine einzelne Gasflamme auf den niedergetretenen Schnee herableuchtete, stand ein Mann in Arbeiterkleidung, mit verschränkten Armen, den finsteren Blick auf die Thür geheftet. Er horchte der Musik des letzten Zwischenaktes, aber offenbar nicht aus Vergnügen. Denn erst, als sie mit wiederholten starken Schlußakkorden geendet hatte und nun drinnen eine Stille folgte, erwachte seine Aufmerksamkeit und Theilnahme. Er schüttelte sich, als empfinde er jetzt erst die Kälte der Winternacht, strich seinen dichten braunen Vollbart und trat einen Schritt zurück.

Die Thür öffnete sich und mehr oder weniger warm eingehüllt kamen die Musiker nach Beendigung ihres Geschäftes einzeln oder paarweise heraus. Er betrachtete sie mit ungeduldigen, geschärften Blicken, und schon hatten sich die meisten an ihm vorüber auf ihren Heimwegen

entfernt, als noch ein kleiner, dünngekleideter Mann mit eiligen Schritten heraustrat und rasch fortgehen wollte. Auf diesen sprang er zu, faßte ihn am Arm und zog den sichtlich Erschrockenen mit einer gewissen Heftigkeit, doch nicht unfreundlich zur Seite.

„Du hast heute Geld bekommen, Stiller," sagte er halb flüsternd, „du mußt mir ein paar Thaler borgen."

„Ich kann es nicht, Sturm; ich kann es wirklich nicht!" sagte der kleine Musikus. „Du hattest ja vor wenigen Tagen selbst noch hinreichend."

„Eine Lumperei!" sagte der Arbeiter. „Keine zehn Thaler; und sie sind fort."

„Damit hättest du lange auskommen können," bemerkte der Andere.

„Jawohl, sehr lange!" sagte Sturm mit bitterem Lachen. „Du sprichst genau wie die reichen Geldsäcke, während sie eben so viel in einer Stunde verschleudern, und zwar was wir ihnen verdienen müssen."

„Du weißt," sagte Stiller, „daß ich das Meinige selbst verdiene, und sauer genug."

„Ja," versetzte Sturm, „mit Spielen, mit Musikmachen. Nun, wenn dir das sauer wird, wie würde dir denn wohl eine ernsthafte Arbeit vorkommen, bei der man seine Knochen gebrauchen muß?"

„Jeder thut, was er kann," versetzte der kleine Musikus sanft. „Aber was hast du mit deinem Gelde denn angefangen?"

Der Arbeiter antwortete nach kurzem Schweigen:

„Wenn du es wissen mußt, um mir zu helfen, so will ich es dir sagen. Die Hälfte war ich meinem Hauswirth schuldig, ein paar Thaler mußte ich für eine kranke alte Person ausgeben, die sonst verkommen wäre, und der Rest ist bei einem Ballvergnügen draufgegangen."

Der Musikus schüttelte den Kopf, sagte aber: „Um der kranken alten Person willen will ich dir bis zum nächsten Zahltage zwei Thaler leihen."

„Damit ist mir nichts gedient," erwiderte der Andere barsch. „Ich muß wenigstens zehn Thaler haben. Wenn ich morgen nicht mein halbes Lotterieloos erneuere, so ist es verfallen, und es hat mich nach und nach schon über zwanzig Thaler gekostet. Fiele ein Gewinn darauf und er entginge mir, so stürzte ich mich ins Wasser, das schwöre ich dir."

„Fürchte Gott und versündige dich nicht!" sagte Stiller.

Ein höhnisches Lachen war die Antwort. Der kalte Nachtwind fuhr um das einsam stehende Paar, und dem Musikus klapperten die Zähne vor Frost. Sturm machte eine Bewegung mit beiden Armen, als wolle er seine Körperkraft zeigen und sagte dann:

„Christian, wenn ich so schlecht wäre, wie du oft glaubst, so brauchte ich dir jetzt nur die Kehle zuzudrücken, damit du nicht schreien könntest, und dir das Geld aus der Tasche zu nehmen. Den Bräutigam deiner Schwester würdest du doch nicht verrathen, und es wäre nur, was sie, glaub' ich, eine Zwangsanleihe nennen.

Bleib' nur stehen, Narr! Du brauchst dich nicht zu fürchten. Ich bin kein Räuber; und habe ich dir nicht jede Kleinigkeit ehrlich wieder bezahlt?"

„Das hast du," sagte der kleine Mann verschüchtert; denn Sturm hatte die Hand wie eine eiserne Klammer um seinen Arm gelegt. „Aber mehr als den Betrag des Looses kann ich nicht entbehren. Ich weiß noch nicht, wie ich durchkommen soll, da ich noch die Miethe und die Hundesteuer zu bezahlen habe. Wäre das Loos zur ersten Ziehung, so bekämst du nichts dazu, du möchtest drohen, wie du wolltest. An solch' ein Spiel dürfen Leute wie du und ich nichts verschwenden. In der Regel verliert man, und gewinnt man, so ist kein Segen dabei."

„Ein guter Gewinn ist Segen genug," sagte der Arbeiter. „Uebrigens könnte ich dir auch sagen, einen Hund dürfen Leute wie ich und du nicht halten."

„Da hast du Recht, und ich hätte ihn auch längst abgeschafft, wenn er nicht eigentlich dem alten Holzdörfer gehörte, dessen einzige Freude auf dieser Welt er ist und der die Steuer selbst nicht zahlen kann."

„Was geht der verrückte Alte dich an?"

„Freilich nichts. Aber verrückt ist er nicht, nur kindisch und etwas unbändig. Und wenn wir beide einmal sechsundachtzig Jahre alt sind und ebenso hülflos, so werden wir Gott danken, wenn sich auch jemand unser annimmt."

Um von dem Gegenstande abzukommen, hatte Stiller

indeß die Börse hervorgeholt und zählte, während beide unter eine Laterne traten, den erforderlichen Betrag ab. Er ließ sich durch das wilde Drängen des Andern noch einen Thaler abpressen, bat aber dringend, daß Jener ihm am nächsten Zahltage wenigstens die Hälfte des Darlehens zurückerstatte, da er sonst keine Kohlen kaufen könne. Sturm versprach es, sagte ihm mit einem derben Schlag auf die Schulter, der seine Zufriedenheit ausdrücken sollte, gute Nacht und ging raschen Schrittes davon.

Denn eben jetzt hörte er viele hundert Hände innerhalb des Theaters laut und anhaltend klatschen, das Stück war also beendet, und wenn er sich an die Vorderseite des Gebäudes begab, so konnte er aus den hellen Räumen wenigstens die Leute kommen sehen, die, wie gewöhnlich, wieder glücklicher gewesen waren als er. Er konnte sie mit mehr Genuß beneiden und hassen, wenn er sie sah. Und da drängten sie sich in dichten dunklen Haufen heraus, Männer, Knaben, Frauen, Mädchen, alle warm gekleidet, zum Theil mit Pelzen, ihre Umhüllungen dichter zuziehend, wenn ihnen die kalte Luft entgegenwehte. Er fühlte jetzt erst, daß ihn fror; bisher hatte er es nicht beachtet. Daß auch Leute seines Gleichen dazwischen waren, die sich diesen Genuß durch einige ersparte Groschen für einen Gallerieplatz verschafft hatten, übersah er wie geflissentlich. Er wollte heute nur reiche und arme Leute kennen, müßige Herren und hungernde Arbeiter; er wollte seines Ingrimms darüber

pflegen, daß er zu den letzteren gehören müsse. Und jetzt kamen die Bedienten heraus und riefen nach den Kutschen, und eine nach der andern fuhr vor, Damen und Herren stiegen ein und rollten davon — in seinen Augen lauter schwelgende Nichtsthuer, die sich vom Schweiße des unterdrückten arbeitenden Volkes gemästet. Noch immer grollte der Aerger in ihm nach, daß er wieder hatte Geld borgen müssen, und daß er nicht mehr erhalten; ihn fror wieder, dazu hungerte ihn; und doch hatte er den ganzen Tag schwer gearbeitet, mußte das auch morgen und übermorgen thun und immer wieder. War er schlechter, war er nicht besser als die faullenzenden Prasser, die in ihren warmen Kutschen wohleingepackt dahinfuhren, um in hellen, geschmückten, behaglichen Zimmern sich mit köstlichen Speisen und theuren Weinen sorglos zu erlaben? Wie er da stand, wie er lebte, war das ein „menschenwürdiges Dasein"? Er hatte von Rednern in Arbeiterkreisen dies Schlagwort so oft gehört, in Blättern, die man da las, es so oft gelesen, und sich allmählich gewöhnt, in diesen unbestimmten Begriff Alles hinein zu rechnen, was Andere besaßen und er selbst entbehrte, daß er auch jetzt mit tiefem Ingrimm gleichsam die Menschenwürde in sich niedergetreten fühlte. Es litt ihn nicht länger an der Stelle. Innerlich kochend rannte er fort.

Es verbesserte seine Stimmung nicht, daß der stärker werdende Nachtwind sich jetzt mit einem feinen schneidenden Schnee mischte und ihm diesen in Gesicht und Augen

schleuderte. Jedem vorbeirollenden Wagen ballte er die Faust nach. „Eure Zeit soll kommen,“ murmelte er. „Wir werden euch euren Raub abholen.“ Und dann malte er sich's in seiner Phantasie aus, wie er und seine Genossen die prächtigen Häuser erstürmen und sich in die Schätze theilen würden, die er in ihnen aufgehäuft sich dachte; wie dann sie die Herren spielen wollten und Alles genießen, was ihnen jetzt ungerechterweise vorenthalten werde.

Als er in engere ruhigere Seitenstraßen einbiegen mußte, wo Wind und Schnee milder wurden, dachte er einmal an sein Lotterieloos, aber ohne Hoffnung auf einen Gewinnst. Schon vier Ziehungen hatten ihn geäfft. Was konnte er von der fünften erwarten? Konnte er das entlehnte Geld nicht besser verwenden, als für eine so unwahrscheinliche Aussicht? Aber er hatte sich zu diesem Zweck schon zu viel abgedarbt, und war das nicht wie weggeworfen, wenn er nicht auch dieses noch daran wandte? So blieb er bei seinem Vorsatz, ärgerte sich aber zugleich über die Summe, die ihm dann das ganze Spiel gekostet hatte, das ihm doch nur eine Niete bringen werde.

Weiterhin trat er in eine Restauration der niedrigsten Klasse und stillte, vor dem Schenktisch stehend, seinen Hunger, ließ sich dann ein kleines Weißbrötchen geben, zahlte und begab sich nach dem Hause, unter dessen Dache er seine Schlafstelle hatte. Doch nicht hinauf zu dieser, sondern hinunter stieg er in das tiefe Souterrain,

zündete dort mit einem Streichhölzchen einen Lichtstumpf an, den er von einem Vorsprung herunterholte, und ging damit die enge Flur entlang bis an die letzte Thür. Als er sie leise geöffnet hatte und das Licht mit der Hand deckend eintrat, zirpte ihm eine dünne zitternde Stimme entgegen:

„Sind Sie das noch, Herr Sturm? Das ist freundlich. Schönen guten Abend!"

„Guten Abend, Mütterchen!" antwortete der Eintretende, indem er die Hand vor dem Lichte fortzog, das einen engen ärmlich ausgestatteten Raum und ein niedriges hartes Bett beleuchtete, auf welchem unter oftgeflickten Wollendecken die zusammengekrümmte Gestalt einer kleinen weißhaarigen Alten lag. „Schlafen Sie denn noch nicht?"

„Ei bewahre! Das kommt erst gegen Morgen. Vorher lassen es die Gichtschmerzen nicht zu."

„Und da liegen Sie so wach im Dunkeln?"

„Warum nicht? Da habe ich so rechte Zeit, ungestört zu denken, wie gut und gnädig es der liebe Gott Zeit meines Lebens mit mir gemacht hat."

„Alle Welt, Mütterchen, mit Ihnen!"

„Nun freilich, was ist da zu verwundern? Hat er sich nicht zu mir gethan, da ich noch von nichts wußte? Hat er mich nicht, da ich ein wildes gedankenloses Mädchen war, vor vielen großen Sünden behütet? Mir nicht die begangenen vergeben? Mich nicht zeitlebens in allem Leid mit seiner Gnade und Liebe getröstet? Mir

nicht geholfen, daß ich ehrlich ins Alter gekommen bin? Und nun, da ich nichts mehr thun kann und nur hier unten herumkrieche oder liege, läßt er es mir an guten Menschen fehlen, die sich meiner Noth annehmen? Hat er mir nicht meine Augen erhalten, daß ich noch immer sein liebes Wort lesen kann? Meint er es mit meinen Schmerzen und Gebrechen nicht gerade so gut und liebreich wie ein Vater, wenn er sein Kind züchtigt? Und wenn er mich nun vielleicht bald zu sich nimmt – großer Gott, wird das erst eine Freude sein!"

Der junge Mann starrte das kleine verwitterte Wesen an, dessen Augen freudig leuchteten, während die Lippen vor Schmerz zuckten. Er hätte gelacht über ihren Glauben, hätte ihn nicht die Scheu vor dem weißen Haar und eine Erinnerung an seine eigene längst verstorbene Mutter zurückgehalten. Aber anhören konnte er solche Reden nicht länger. Sein Inneres bäumte sich gegen sie auf. Er mußte ihnen wenigstens aus dem Wege gehen, wenn er nicht mit Heftigkeit darüber herfahren wollte.

„Nun, Mütterchen," sagte er, „Sie sind von der alten Welt, und damit gut."

Er legte auf den dreibeinigen hölzernen Stuhl vor dem Bette das Weißbrötchen und einen Groschen und ging mit einem raschen „Gute Nacht!" hinaus, ohne darauf zu achten, daß die Alte, deren scharfe Augen die gespendeten Gaben sofort erkannt hatte, ihm mit ihrer schwachen Stimme herzlichen Dank und Gottes Segen nachrief.

„Alberner dummer Köhlerglauben! Als ob wir durch die Wissenschaft und den Fortschritt nicht wüßten, daß der Gott nur eine Erfindung der Pfaffen, und mit dem Tode Alles aus ist. Aber wie glücklich macht der einfältige Aberglaube dies ärmste jammervolle Weib! Man könnte sie darum beneiden.“ Mit diesem Gedanken stieg er die Treppe hinan und suchte seine Schlafstelle auf.

Stiller, der kleine Musikus, hatte einen kürzeren Weg vom Theater bis zu seiner Wohnung. Da das Schauspiel aber ziemlich früh ausgewesen, der Umweg auch nicht groß war, so dachte er noch einmal bei seiner Schwester vorzusprechen. Sturm hatte ihm heute einen so unheimlichen Eindruck gemacht, daß er lebhaft wünschte, sie möge das Verhältniß zu ihm auflösen. Sobald Jener ihn verlassen, trabte er, um sich zu erwärmen, mit seiner leichter gewordenen Börse fort, seufzend und in Gedanken berechnend, wie er die ihm noch gebliebene Baarschaft eintheilen müsse, um damit durchzukommen, worüber er mehr als einmal in zusammengekehrte Schneehaufen gerieth.

Vor der Wohnung seiner Schwester angelangt, sah er nach deren Dachstübchen hinauf; aber das Fenster war dunkel, sie mußte entweder noch außer dem Hause oder schon zu Bett sein, und so trabte er weiter bis zu dem großen Gebäude, in dessen Dachgeschosse er und die alten Holzdörfers und noch eine Menge Leute wohnten.

Als er die vielen Treppen hinaufgestiegen war und in den dunkeln langen Gang trat, hörte er schon die Stimme des alten Holzdörfer, der laut und heftig schalt. Stiller wußte, daß er der Einzige war, der den Alten, wenn er so tobte, beruhigen konnte, und so eilte er sogleich zu ihm hinein.

Der kindische Greis saß in seinem Stuhle in der Ecke des Zimmers, eine Papierrolle in der Hand, mit welcher er kraftlos um sich schlug und bisweilen, allerdings sehr unschädlich, seine gute alte Frau traf, die neben ihm stand und ihm vergeblich zuredete. Man hatte ihm die Lampe weggenommen und auf einen Schrank gestellt, von wo das Licht auf seinen kahlen, von wenigen weißen Haaren umflogenen Schädel und die buschigen weißen Augenbrauen fiel. „Arme und Beine will ich euch zerschlagen!" rief er. „Arme und Beine und den Kaffeetopf mit sammt der Wetterfahne! Ihr schlechten Menschen und Pappschachteln!"

„Papa Holzdörfer, Papa Holzdörfer, Sie haben ganz recht, es ist unverantwortlich," sagte der kleine Musikus, indem er zu ihm eilte und ihm wie einem Kinde die Wangen streichelte; „aber ich will gleich Alles in Ordnung bringen."

Der Greis sah ihn mit seinen hellgrauen glanzlosen Augen an, lächelte ein wenig, zog dann den Kopf zurück und sagte: „Deine Hand ist so kalt, Christian."

„Ja, Papa," sagte Stiller, „draußen ist auch Alles weiß vom Schnee und der Wind geht kalt — hören

Sie nur, wie er saust! Und hier ist es so schön warm und behaglich, und man fühlt recht, daß man bei Papa Holzdörfer ist und bei seinem Milo. Milo! Wo ist denn Milo?"

Ein kleiner weißer Hund sprang wedelnd unter dem Tische hervor. Der Alte ließ die Papierrolle fallen und lockte ihn auf seinen Schooß, wo er sich an ihm aufrichtete und ihm das Gesicht leckte. Er schien es zu verstehen, daß der Greis begütigt und zufrieden lächelte, wickelte sich auf seinem Schooße in einen Knoten zusammen und schloß die Augen, als wolle er ihn auffordern, ein Gleiches zu thun. Und auch jener schien seinen kleinen Liebling zu verstehen; er lehnte sich in seinem Stuhle zurück, blickte träumend auf das weiße Thierchen und beachtete nicht mehr, was um ihn vorging.

Beide, die alte Frau so wie Stiller, wußten, daß er sich jetzt, von der vorherigen Aufregung erschöpft, ruhig verhalten werde, bis sie ihn zu Bette brächten. „Nun kommen Sie, Herr Stiller," sagte die Frau, indem sie die Lampe von dem Schranke nahm und auf einen Tisch in der Nähe des Ofens setzte; „ich habe Ihnen eine warme Tasse Kaffee gemacht, und hier ist auch Ihre Schwester, die Ihnen ein paar Buttersemmeln mitgebracht hat."

Beim Eintreten hatte Stiller seine Schwester, die sich vor dem tobenden Alten in einen Winkel zurückgezogen, nicht bemerkt. Er wandte sich um und reichte Beiden die Hände. „Nun," sagte er, „da kann's einem Menschen nicht fehlen, wenn er so beschenkt und bewirthet

wird! Was Sie gut sind, Frau Holzdörfer, und du, liebe Marie."

„Was sollte ich ohne Sie wohl anfangen bei dem unglücklichen Zustande meines Mannes?" sagte Frau Holzdörfer.

„Ei," sagte Stiller, während sie sich um den Tisch setzten, und die Frau den Kaffee eingoß — sie legte den Kopf dabei auf die rechte Seite, denn auf dem linken Auge war sie blind — „ei," sagte er, „wenn ich es nicht thäte, so thäte es ein Anderer. Und was Sie da von dem unglücklichen Zustande des Papas sagen, ist nun erst gar nicht richtig. Sehen Sie, wenn eine Raupe lebenslang umhergekrochen ist bei gutem und bösem Wetter, von einer Pflanze auf die andere, so spinnt sie sich zuletzt ein und zieht ihr Leben ganz in sich zusammen und wird zur Puppe, die dann auch still und stumpf daliegt und gar nicht mehr das vorige rührige krabbelige Wesen ist. Gerade so ist es mit dem alten Papa. Und wenn er wild wird und tobt, so ist das, wie wenn die Puppe hin und her zuckt und auch nicht weiß, was sie thut. Inwendig aber wird indeß, ohne daß Einer es sieht, aus der alten Raupe ein schöner bunter Schmetterling."

Die alte Frau verstand ihn und nickte ihm freundlich zu, und Marie erzählte ihm, damit er sie nicht für eine Verschwenderin halten solle, wie sie zu den Buttersemmeln gekommen sei. Sie war viel jünger als ihr Bruder und von schlanker hübscher Gestalt. Ihre Ge-

sichtszüge waren angenehm, aber keineswegs schön, wofür jedoch ein paar prächtige hellbraune Augen mit ihren schöngewölbten Bogen und dem ruhigen festen Blick reichlich entschädigten. Sie ernährte sich durch Nähen in fremden Häusern und hatte eine ziemlich gute Kundschaft. Eine freundliche Dame, bei der sie heute gearbeitet, hatte ihr das Gebäck mitgegeben, und sie hatte es lieber frisch dem Bruder bringen als alt selber essen wollen.

Auch Frau Holzdörfer lebte zum Theil von ihrer Nadel, denn die kleine Pension ihres Mannes, der vor Jahren Kanzleibote gewesen war, würde zum Unterhalt des bejahrten Paares nicht ausgereicht haben. Aber sie verstand trotz ihres Alters und ihrer Einäugigkeit außerordentlich zierlich und geschmackvoll mit bunter Seide zu sticken, und fand durch Vermittlung einer reichen Frau hinreichenden Absatz ihrer kleinen Kunstwerke. Doch ging die Arbeit immer schwerer und langsamer, und die alten Leute litten oft wirklich Noth; hätten sie wenigstens gelitten, wenn nicht der kleine Musikus gelegentlich eingetreten wäre, was er jedoch immer möglichst unvermerkt zu thun suchte.

Er hatte sich unter dem Geplauder der beiden Frauen behaglich erwärmt und an dem Kaffee und den Buttersemmeln erquickt, als Marie aufstand und ihre warmen Ueberkleider wieder anlegte, um fortzugehen. Während die Alte ihr dabei half, zündete Stiller seine Lampe an, die schon in dem Zimmer stand, nahm seinen Hut und brachte Marie, nachdem sie sich beabschiedet, hinaus.

„Natürlich geleite ich dich nach Hause," sagte er draußen; „aber komm noch einen Augenblick in meine Stube. Ich habe etwas auf dem Herzen." Er schloß eine der nächsten Thüren auf und sie traten in das kleine Zimmer, in welchem außer dem Bett und den nöthigsten Möbeln noch ein Notenpult stand und eine Geige an der Wand hing. Stiller setzte die Lampe auf den Tisch, rückte der Schwester einen Stuhl hin und setzte sich neben sie.

„Marie," begann er, „ich habe Sturm heute Abend gesprochen." Sie blickte ihm ruhig in die Augen, erwiderte aber nichts. „Liebe Schwester," fuhr er fort, „was ich schon länger geahnt habe, ist mir heute zur Gewißheit geworden: du mußt dein Wort zurücknehmen; du darfst nicht seine Frau werden, er würde dich lebenslang unglücklich machen."

„Es ist die Frage, was ihn unglücklicher machen würde," antwortete Marie, während sich ihre Augen mit Thränen füllten. „Es ist ja wahr, daß er sich sehr, sehr verändert hat. Als wir uns vor zwei Jahren verlobten, war er ein frommer, genügsamer und zufriedener Mensch, wie wir ihn von Kind auf gekannt hatten. Aber er ist in einen Verein oder Verband und unter Leute gerathen, die ihn nach und nach um das Alles gebracht haben. Es ist ein Geist über ihn gekommen und brennt in seinem Herzen, der mich schon oft erschreckt und viel betrübt hat."

„Du willst dich also von ihm lossagen," versetzte Stiller erleichtert.

„Nein, Christian, das kann ich nicht. Er hat mein Wort, und dabei muß ich bleiben. Ich will ganz offen sein. Es ist wahr, schon seit einiger Zeit ist er gegen mich nicht mehr so wie sonst; aber daran werd' ich wohl selbst schuld sein. Er hatte mir mehrmals Dinge gesagt, die mir gottlos und ruchlos vorkamen und mit denen er sich sehr klug und groß dünkte. Da habe ich ihm ernstlich widersprochen und bin, was er auch sagen mochte, bei meinem Sinne geblieben. Das hat ihn verdrossen. Aber er ist auf einen Weg gerathen, der ihn in seinem Innern schon jetzt unglücklich macht und ihn ganz ins Unglück stürzen wird, wenn er Keinen hat, der ihn zurückhält und zum Nachdenken bringt. Wenn ich aber treu mit ihm zusammenhalte, und besonders wenn wir erst verheirathet sind, so bin ich versichert, ich bringe ihn mit Gottes Hülfe durch eine stille geduldige Liebe wieder herum; denn verhärtet ist er nicht und in seinem Herzen wohnt etwas, worauf ich vertraue. Darum darf ich von ihm nicht lassen, auch wenn ich könnte."

Christian schüttelte betrübt den Kopf. „Er ist zu tief hinein gerathen," sagte er, „und er wird nicht wieder zurück können; nicht um deßwillen, was ihm jene Leute gegeben, sondern was sie ihm genommen haben. Läßt du nicht von ihm, so macht er uns alle drei unglücklich, sich, dich und mich. Denn wie könnte auch ich glücklich sein, wenn ich dich unglücklich sähe?"

Sie drückte ihm liebevoll die Hand und sagte: „Ich

weiß, wie herzlich gut du es meinst, aber du bist selbst zu brav, um zu verlangen, daß ich Liebe, Treue und Wort brechen sollte. Wenn ich das auf dem Gewissen hätte, so würde ich doch erst wirklich und für immer unglücklich sein."

„Ach Gott!" sagte er, indem er aufstand; „ist es denn nicht genug, daß so Viele durch ihre Schlechtigkeit ins Verderben rennen? Müssen es denn auch die Besten durch ihre Redlichkeit thun? Liebe Marie, wenn ich ihn nun vermögen könnte, daß er selbst dir dein Wort zurück gäbe?"

„Thu es nicht, Christian," erwiderte sie, indem sie sich ebenfalls erhob. „Sieh, du hast keinen Glauben mehr an Ludwig; aber ich glaube noch an ihn, und darum liebe ich ihn, und darum hoffe ich noch. Ich weiß, es wird ein Tag kommen, da ihm meine Liebe von allen Verirrungen wieder zurechthilft."

Sie sagte dies mit so siegender Ueberzeugtheit, daß sie den Bruder fast damit angesteckt hätte. Allein er gedachte seiner heutigen Begegnung mit Sturm und konnte ihre Hoffnungen nicht theilen. Indeß fühlte er sich dadurch entwaffnet, noch weiter in sie zu dringen. Er setzte seinen Hut auf und führte die Schwester hinunter. Beide sprachen nicht mehr von der Sache, hätten es auch, als sie auf die Straße hinaus traten, nicht mehr vermocht, so heftig schnob ihnen der Wind entgegen und trieb ihnen den Eisstaub ins Gesicht, den er theils von den Wolken, theils von den Dächern herunter fegte und

selbst vom Boden wieder emporstürmte, wenn er diesen kaum erreicht. Die Gaslichter in den Laternen flackerten hin und her und drohten jeden Augenblick zu verlöschen. Die Geschwister hatten sich untergefaßt und arbeiteten sich mühevoll und langsam bis zur Straßenecke hindurch. Als sie aber um diese bogen, faßte die wüthende Luftströmung sie im Rücken und trieb sie mit einer solchen Gewalt vor sich her, daß sie nur mit der größten Anstrengung innehalten konnten, als sie die Hausthür erreicht hatten. Sie war um Mariens willen noch nicht abgeschlossen. Nur auf eine Minute trat Stiller mit hinein, um hinter den Athem zu kommen; dann sagte er der Schwester gute Nacht und kämpfte sich abermals durch den Schneesturm zurück bis an seine Wohnung.

Die körperliche Anstrengung und die scheinbare Dehnung der Zeit während derselben hatten ihm seine Sorgen ferner gerückt, und als er jetzt, ziemlich ermattet, mit dem wohlthuenden Gefühle, dem brausenden durchkältenden Wetter da draußen entflohen zu sein, die Treppen hinaufstieg, kam ihm eine andere Eigenschaft zu Hülfe, um seine Stimmung wieder herzustellen. Er war kein großer Tonkünstler, aber so oft er allein für sich hin ging, oder keine bestimmte Beschäftigung hatte, drängten sich ihm fremde oder selbsterfundene Melodien auf, die er entweder mit einem gewissen tonlosen Pfeifen durch die Lippen blies oder auch nur in Gedanken verfolgte, und dann fühlte er sich gleichsam in einer andern Welt, in welcher alle Nöthe des Erdenlebens gelöst,

wenigstens gemildert schienen. So trat er denn, wenn auch durchfroren und ermüdet, doch ruhiger und heiterer wieder bei dem alten Ehepaare ein.

Der Greis, für den die Welt kaum da war, sah noch immer träumend herunter auf den kleinen Liebling in seinem Schooße, die Frau saß stickend vor der Lampe. Stiller setzte sich in ihre Nähe an den Ofen, um sich zu erwärmen, ehe man den Alten in das Bett schaffte, und erzählte auf Verlangen von dem bösen Wetter in den Straßen und von dem Schauspiel, das er mit angesehen, während der Sturmwind dazu vor dem Fenster und um das Dach sauste, tobte und heulte. Nachdem sie dann trotz einigen Sperrens den Greis auf sein Nachtlager gebracht, konnte sich nach einem dankbaren Händedruck der alten Frau endlich auch der kleine Musikus zur Ruhe begeben.

Es war etwa drei Wochen später, als Sturm, von der Arbeit kommend, in das kleine Speisehaus trat, in welchem er für wenige Groschen sein Mittagessen zu verzehren pflegte. Er hatte sich wieder einiges Geld zu verschaffen gewußt und bestellte seine Portion. Mehrere Kameraden saßen bereits beim Essen. Auf einem Nebentische lag die neueste Zeitung und Sturm nahm sie auf, um die Ziehungsliste der Lotterie mit demselben verbissenen Aerger durchzusehen, mit dem er schon seit länger als acht Tagen die Nummer seines Looses vergeblich darin gesucht. Große fettgedruckte Zahlen zeigten heute

an, daß das große Loos herausgekommen war, und als er näher zusah — Himmel und Erde! stand daneben nicht die Nummer seines Looses?

Eine gewaltsame Erschütterung riß durch sein ganzes Innere, es wurde ihm schwarz vor den Augen, und der starke junge Mann mußte sich an dem Tische halten, um nicht niederzufallen. Es währte jedoch nur einen Augenblick, und er kam wieder zu sich. Ein Blick auf seine speisenden Kameraden zeigte, daß sie ihn nicht beachtet hatten. Ihn durchflog der Gedanke, sein Glück zu verkündigen und mit ihm zu prahlen, aber schon fühlte er sich als reicher Mann thurmhoch über ihnen. Er stürzte hinaus, er mußte bei dem Collecteur eine Bestätigung seines Glückes holen. Auf der Straße eilte er taumelnd fort wie ein Betrunkener und es schwirrte ihm im Haupt und in allen Gliedern. Aber es war ein weiter Weg bis zu dem Collecteur, und unterwegs kamen ihm die Zweifel, ob er auch recht gelesen, ob er sich in der Nummer nicht geirrt. Es durchzuckte ihn wild, als er sich die Möglichkeit dachte; ein Sturz in den Fluß oder unter die Räder eines Eisenbahnzuges schwebte dabei seinem Geiste vorüber. Der Verlust einer Hoffnung, die er vor wenigen Minuten nicht zu fassen gewagt, hätte ihn jetzt zur Verzweiflung getrieben. Aber hundert Schritte weiter warf er triumphirende Blicke auf eine vorüber fahrende Equipage, mit dem Bewußtsein, so könne er nun auch durch die Welt dahinrollen. Und als er in der stillen Nebenstraße von fern das Fenster

des Lotteriecollecteurs erblickte, vor welchem ein feingekleideter Herr hin und her schritt, schüttelte ihn wieder der Unglaube an sein Glück, so daß er schwindelnd und athemlos einen Augenblick stehen bleiben mußte. Dann aber riß er ein altes schmutziges Geldtäschchen heraus, in welchem zusammengeknittert das Lotterieloos steckte, holte es mit zitternden Fingern heraus, entfaltete es, und rannte damit nach dem Fenster, hinter welchem auf einem großen Blatt Papier mit großen Zahlen der Hauptgewinn und die gewinnende Loosnummer angezeigt waren. Das Herz hämmerte ihm in der Brust, als wolle es sie durchbrechen, da er an das Fenster trat und die Zahlen der Nummer verglich, und als er sah, daß sie übereinstimmten, brauste und wirbelte es wieder durch ihn hin, daß er sich mit Mühe aufrecht hielt.

Der feingekleidete Herr – er hatte einen sehr schwarzen Schnurrbart unter der gekrümmten Nase, sehr schwarze Augenbrauen über den lebhaften schwarzen Augen, sehr schwarzes krauses Haar unter dem glänzenden Hute, und war in einen kostbaren Pelz gehüllt – der feingekleidete Herr, der Sturm schon von fern beobachtet hatte, trat hinter ihn, sah ihm über die Schulter und warf einen Blick auf das Loos.

„Da haben Sie ein artiges Sümmchen gewonnen," sagte er. „Allen Respekt! Schade, daß es nur das halbe Loos ist und nicht das ganze. Wenn Sie aber vielleicht Vorschuß darauf brauchen, und übrigens Alles in Ordnung ist, so kann ich Ihnen dienen."

„Ah was!" sagte Sturm hoch' aufathmend. „Jetzt hab' ich Geld genug. Beim Teufel, ich brauche keine Vorschüsse."

„Sehr richtig, mein Verehrter," sagte der Feingekleidete. „Verzeihen Sie, Sie haben vielleicht einen andern Freund."

„Jetzt brauche ich keine Freunde mehr," entgegnete Sturm hochmüthig und ging an ihm vorüber in das Haus.

Der Andere sah ihm mit einem ruhigen Lächeln nach, näherte sich dann aber dem zweiten Fenster, um in das Comptoir zu blicken. Er gewahrte, wie der Arbeiter vor den Zahltisch trat, hinter welchem ein paar Männer herankamen. Sie betrachteten das ihnen hingehaltene Loos, blickten in ein großes schon geöffnetes Buch und machten dann mit lächelnden Gesichtern einige Verbeugungen, wobei sie Jenen offenbar beglückwünschten. Dann entstand zwischen beiden Theilen ein kleiner Wortwechsel, wobei der Arbeiter ein paarmal mit der Faust auf den Zahltisch schlug. Einer der Männer aber holte ein bedrucktes Blatt herbei, strich eine Stelle darauf mit Rothstift an und hielt sie dem Arbeiter vor. Dieser las sie, warf das Blatt dann mit dem Ausdruck von Enttäuschung und Ingrimm fort, steckte sein Loos ein und ging nach der Thür.

Der Feingekleidete entfernte sein Gesicht von dem Fenster und ging langsam von dem Hause fort, hörte aber schon nach Kurzem hastige Schritte hinter sich, und gleich darauf war Sturm neben ihm.

„Sie — Herr — wie heißen Sie?" fragte er, indem er ihn am Pelze zurückzuhalten suchte.

„Ich bin Isidor Löwe," sagte der Feingekleidete, den Kopf zurückwerfend. „Womit kann ich dienen?"

„Nun," sagte Sturm, „Sie wissen, daß ich das große Loos gewonnen habe."

„Zur Hälfte," warf Löwe hin.

„Verdammt! Ja, nur zur Hälfte; aber Sie werden wissen, wie viel das ist, und die Kerle drinnen wollen es erst nach Monaten auszahlen."

„Ganz in der Ordnung, ganz planmäßig, ganz wie es angekündigt ist."

„Jawohl, aber das hilft mir nichts. Bin ich von rechtswegen ein Mann von anderthalbhunderttausend Thalern, und soll bis dahin wie ein Bettler herumgehen und wie ein Hund leben?"

„Es ist nicht ganz so viel, mein Lieber; es gehen noch Abzüge davon."

„Einerlei, es bleibt genug, um flott und nobel davon zu leben."

„Nun, so thun Sie es doch!"

Sturm schwebte ein Fluch auf den Lippen, und Isidor Löwe sah, daß er den Bogen nicht stärker spannen dürfe.

„Wissen Sie nun," setzte er rasch hinzu, „weshalb ich Ihnen Vorschüsse angeboten? Ja, ich habe sie Ihnen angeboten, aber Sie wollten sie nicht. Noch mehr. Ich habe Ihnen meine Freundschaft angeboten, aber Sie

haben sie verschmäht. Glauben Sie, daß ein Anderer Ihnen so gefällig entgegenkommen würde?"

„Ob er es nicht thun würde, wenn er wüßte, was Sie wissen."

„Nein, mein Freund, er würde es nicht thun. Er würde Sie einzufangen suchen für seinen Vortheil, für ein Geschäft, für eine Spekulation. Ihre Person würde ihm gleichgültig sein. Aber ich – hören Sie mich an und lassen Sie mich ausreden! Ich sagte zu mir: Da steht nun ein junger Mann, der plötzlich reich geworden ist, der nun zu den höheren Ständen gehören sollte, und wie sieht er aus! Wie ist sein Benehmen! Wie kann er in anständige Gesellschaft kommen! Wie wird er verstehen, sein Geld vernünftig anzulegen und mit ihm umzugehen! Hat er nicht einen Freund nöthig, damit er nicht in schlechte Hände fällt, die ihn rupfen wie eine Gans, die man braten will? Hat er nicht einen Freund nöthig, der ihm aushilft, bis er seinen Gewinn bekommt, und der vor allen Dingen – nehmen Sie es mir nicht übel – einen anständigen jungen Mann aus ihm macht? Und so dacht' ich, Herr – wie ist Ihr Name?"

„Ludwig Sturm," erwiderte der Gefragte, der trotz seiner heftigen Aufregung doch aufmerksamer zu werden anfing.

„So dacht' ich," fuhr Isidor Löwe fort, „mich Ihrer anzunehmen und sogleich zu sorgen, daß Sie an Kleidung und was dazu gehört mit Allem ausgestattet würden, wie es einem feinen Manne zukommt, und daß Sie eine

elegante Wohnung, einen zuverlässigen Bedienten, eine paßliche Bekanntschaft erhielten; dachte Ihnen auch die erforderlichen Mittel vorzuschießen, damit Sie, wie Sie selbst sagten, flott und nobel davon schon von heute an leben könnten. Lassen Sie mich gestehen: ich dachte heute schon auf Ihr Glück eine Flasche Champagner mit Ihnen zu leeren. Nun, ich meinte es doch gut. Oder etwa nicht? Zu dem Allen wollte ich Ihnen die Hand bieten."

„Und Sie wollen es nicht mehr?" fragte Sturm, dessen leichtes Mißtrauen gegen Isidor Löwe vor der glänzenden Aussicht, schon heute ein arbeitfreies, vornehmes, genußreiches Leben anzufangen, völlig verschwand.

„Es kommt auf Sie an, Herr Sturm," erwiderte Jener. „Ich bin gutherzig genug, um eine kleine Beleidigung schnell zu vergessen, aber ich dränge mich Niemand auf. Die Hand habe ich Ihnen hingereicht. Wollen Sie, so werde ich noch Alles thun, was ich vorhatte. Denn ich sehe es Ihnen an, Sie haben einen Freund nöthig. Was wollten Sie sonst anfangen? Unter uns Anderen, unter den Wohlhabenden, wären Sie ja ein verlassener Mann, der sich selbst nicht zu helfen weiß. Kurzum, soll ich für Sie sorgen und Ihnen helfen oder nicht? Soll ich Ihr Freund sein oder nicht? Ja oder nein?"

Er zog bei diesen Worten wie zufällig eine Hand voll Goldstücke aus der Hosentasche, betrachtete sie und steckte sie wieder ein. Er hatte seinen Mann durchschaut, und

Sturm ergab sich ihm auf Gnade oder Ungnade. Ein Handschlag besiegelte die geschlossene „Freundschaft".

Sie hatten während ihres Gespräches den Weg fortgesetzt und einen Platz erreicht, auf welchem Droschken und Fiaker bereit standen. Isidor Löwe rief einen der letzten herbei, gab dem Kutscher Weisung, und sie stiegen ein.

„Nun lassen Sie mich für alles Erforderliche sorgen," sagte Löwe, „und sagen Sie mir nur, was Sie etwa für besondere Wünsche haben."

Sturms Augen leuchteten. „Gut," sagte er; „also zuerst feine Havannahcigarren und eine goldene Uhr mit einer dicken Kette, und solch einen Pelz."

„Sollen Sie alles haben," versetzte Isidor Löwe, „noch ehe wir zu Mittag essen. Wir wollen um fünf Uhr speisen im feinsten Restaurant, und im Vorüberfahren das Diner bestellen. Nun aber mein' ich, es müßte Ihnen doch unangenehm sein, wenn Sie von Ihren bisherigen Bekannten und Kameraden bei jeder Gelegenheit erkannt und angeredet würden, und darum wollen wir zuerst zu einem Haarkünstler fahren, damit er Ihnen den langen Bart bis auf ein zierliches Stutzbärtchen abnimmt und Ihr Haar elegant schneidet und frisirt; er kann Ihnen auch Waschgeräth geben."

Vortrefflich! Damit war Sturm ganz einverstanden, insbesondere mit dem angegebenen Grunde dieser Verwandlung. Während er dann unter den Händen des Haarkünstlers sei, wollte Isidor Löwe nach seiner Woh-

nung fahren, seinen Bedienten von dort mitbringen und zurück sein, ehe Sturms Umgestaltung vollendet sei. Sie hatten kaum diese Verabredung getroffen, als der Wagen anfuhr und hielt.

Herr Isidor Löwe schien mit dem Geschäftsinhaber auf vertrautem Fuße zu stehen, denn kaum hatte er ihm einige Worte zugeflüstert, so führte Jener sie mit einem Augenblinzeln der Verständigung in ein besonderes Hinterzimmer.

„Mein junger Freund hier," sagte Isidor Löwe zu ihm, „kommt geraden Wegs, wie er da geht und steht, mit einem ansehnlichen Vermögen aus Amerika, aus dem wilden Californien, und wir müssen erst einen feinen Mann aus ihm machen. Der große Bart muß fort, Alles muß nobel und elegant werden. Nun, Sie kennen die feinste Mode. Aber beeilen Sie sich, damit Sie fertig sind, wenn ich wieder komme. Auf Wiedersehen!" Damit eilte er hinaus.

Der höfliche Haarkünstler bemerkte bald, daß sein Kunde nicht unterhalten sein wollte, und bediente ihn, nach wenigen Fragen, mit schweigender Eile, nicht ahnend, wie wild und ordnungslos sich die Vorstellungen und Gedanken in dem Kopfe jagten, der unter seinen Händen pulsirte. Nach Entfernung des langen Bartes mußte sich Sturm erst gründlich waschen, wobei auch die Hände nicht vergessen wurden, die übrigens, wenn auch hart, doch wohlgestaltet waren. Dann wurde ihm das Haar geschnitten, gebürstet, mit wohlriechendem Oel eingerieben,

wieder gebürstet, gescheitelt, gekämmt; es währte so lange, daß er mehrmals ungeduldig mit dem Fuße stampfte. Als er endlich fertig war und vor den Spiegel trat, erkannte er sich selbst nicht wieder, und auch Herr Isidor Löwe, der gleich darauf ins Zimmer trat, war erstaunt über die Veränderung, die mit seinem „theuren Freunde" vorgegangen. „Sie haben ja einen Apollokopf, einen wahren Apollokopf!" rief er. „Mein Gott, was muß der bei den Damen für einen Eindruck machen!"

„Und nun kommen Sie," fuhr er fort, nachdem er den Haarkünstler bezahlt hatte. „Wir haben noch Vielerlei zu besorgen. Ich bin unterdeß auch nicht müßig gewesen; habe bereits sehr elegante möblirte Zimmer für Sie gemiethet und einen gewandten Bedienten, auch das Diner bestellt. Sie werden zufrieden sein."

Sie stiegen wieder in den Wagen, wobei ihnen der gewandte Bediente schon half, und nun ging es wie im Fluge von einem Laden nach dem andern. Alle erforderlichen Bekleidungsgegenstände wurden in feinster Auswahl und reichlicher Menge gekauft, von Isidor Löwe bezahlt und in den Wagen gebracht, auch die goldene Uhr, der Pelz und die Havannahcigarren nicht vergessen, und auf Erinnerung des gewandten Bedienten, der den sonderbaren Namen Kehraus hatte, allerlei Toilettenbedarf hinzugefügt, dessen Verwendung für den glücklichen Empfänger noch das tiefste Geheimniß war. Allein er fragte auch nicht darnach. Die leidenschaftliche Aufregung der ersten Ueberraschung war immer mehr einer

traumhaften Berauschtheit gewichen, mit der er ein Glück anstaunte, das ihm alles Wünschenswerthe ungerufen entgegenzubringen schien.

Nachdem eine kurze Berathung zwischen Isidor Löwe und Kehraus, dem gewandten, ergeben hatte, daß weitere Einkäufe zunächst nicht erforderlich seien, fuhr man mit dem vollgepackten Wagen nach der neugemietheten Wohnung. Sturm hatte über seine alte Kleidung den theuren Pelz angethan und einen glänzenden schwarzen Hut auf dem Kopfe. So stieg er aus der Kutsche. Als er aber aus alter Gewohnheit selbst eins der Gepäckstücke aus dem Wagen hob und hineintragen wollte, nahm es ihm Kehraus ab mit den Worten: „Ich werde Alles besorgen. Erlauben Sie, gnädiger Herr!“ eine Anrede, die ihn mit warmem Behagen übergoß.

Sein Freund führte ihn in die Wohnung hinauf, die im ersten Stock lag und mehrere gewählt ausgestattete Zimmer enthielt. Sie gingen hindurch bis in ein hübsches Kabinet, worin sich auch ein Schreibtisch mit Schreibgeräth und ein verschließbares Bureau befand. Isidor Löwe verriegelte die Thür, trat an einen Tisch und sagte: „Meine Auslagen will ich berechnen, wenn wir Ihren Gewinn erheben; aber Sie müssen Geld haben, um flott und nobel leben zu können. Ich habe den Schein darüber schon aufgesetzt und Sie brauchen ihn nur zu unterschreiben. Sie können doch schreiben?“

Sturm, der Alles gelernt hatte, was sich in einer Vorschule lernen läßt, würde sich über diese Frage be-

leidigt gefühlt haben, wären seine Augen nicht von den Goldstücken angezogen worden, die sein Freund mit großer Fingerfertigkeit auf den Tisch zu zählen begann. Er zählte in Gedanken mit, bis es hundert waren, und Jener aufhörte. Dann nahm er den Schein und setzte sich damit an den Schreibtisch. Mit leisem Lächeln bemerkte Isidor Löwe, daß er das Blatt unterzeichnete, ohne es vorher oder nachher durchzulesen, und es ihm so auch zurückreichte. Dann sagte Löwe, indem er es zu den quittirten Rechnungen aus den Läden in seine Brieftasche legte: „Wenn das ausgegeben ist, können Sie mehr bei mir holen. Verschließen Sie nun das Geld und vor allen Dingen das Lotterieloos recht sorgfältig, und dann lassen Sie sich von Kehraus ankleiden. In einer kleinen halben Stunde werde ich Sie zu Ihrem Diner abholen und Ihnen auch noch einen Freund mitbringen, einen vortrefflichen Gesellschafter und feinen Herrn."

Er wartete, bis er das Loos wohl eingeschlossen sah, verabschiedete sich mit einem lebhaften Händedruck, und nachdem er in den vorderen Zimmern ein kurzes Gespräch mit Kehraus gehalten, fuhr er davon.

Sturm sah sich zum ersten Male allein, seitdem er die Bestätigung seines Gewinns erhalten; aber noch immer konnte er nicht zu sich selbst kommen. Was ihm geschehen, was ihm gehörte, was er um sich sah, kam ihm so unwahr, so unmöglich vor; ihm war, als wäre ihm sein voriges Selbst abhanden gekommen. Er ging einige Male hin und her, er glaubte zu fiebern, und es ward

ihm so heiß, daß ihm der Schweiß über das Gesicht herablief; denn es war ihm nicht eingefallen, in den bereits erwärmten Zimmern den Pelz abzulegen. Und als ob er gar nicht zur Besinnung kommen solle, zeigte sich jetzt Kehraus in der Thür und erinnerte den „gnädigen Herrn“, daß es die höchste Zeit zum Ankleiden sei. So ließ er sich denn in das Ankleidezimmer führen, wo Alles bereit lag und wo er mit Rath und Hülfe des gewandten Bedienten sich von Grund aus neu anziehen mußte. Dabei machte er theils aus Verwirrung, theils aus Unbekanntschaft mit den Toilettegebräuchen der feineren Welt so manchen Mißgriff, daß Kehraus seine ganze undurchdringliche Ernsthaftigkeit aufwenden mußte, um nicht die Gunst seines neuen Herrn vor der Zeit zu verscherzen. Zuletzt aber stand die elegante Kleidung dem Umgewandelten so trefflich und hob seinen tadellosen Wuchs so vortheilhaft hervor, daß selbst Kehraus, der doch einen geübten Blick dafür hatte, nichts an ihm auszusetzen fand als nur gewisse Mängel in Haltung und Bewegung.

Sturm war soeben in das Kabinet zurückgekehrt, hatte die Uhr eingesteckt, ein zierliches Geldtäschchen und dazu passendes Cigarrenetui gefüllt und wollte sich eine Cigarre anzünden, als Herr Isidor Löwe und Herr von Quist angemeldet wurden und fast zugleich eintraten. Der Erstere stellte Herrn von Quist als erfahrenen und vollkommenen Gentleman, und Sturm als seinen verehrten californischen Freund vor, und dieser ließ sich die

Erdichtung, die Isidor Löwe schon verschiedentlich vorgebracht, gefallen, da ihm dunkel ahnte, daß sie ihm in mancher Verlegenheit nützlich sein könne. Da jedoch Kehraus Pelz, Hut und Handschuhe brachte, blieb für Weiteres keine Zeit. Man eilte hinunter, stieg in den Wagen und fuhr zum Diner.

Dasselbe war in einem besonderen Zimmer angerichtet, und die Auswahl sowie die Mannigfaltigkeit der Speisen und der Weine konnte jeden Feinschmecker zufrieden stellen. Herr von Quist war ein solcher, und schon die aufgelegte Speisekarte versetzte ihn in die munterste Laune, welche sich während des Mahles fortwährend steigerte. Sturm, der nicht wie ein, sondern wie drei Arbeiter aß, sprach wenig. Er war noch immer wie im Traume. Die Neuheit seiner Lage, der innere Jubel über dieselbe und das Gefühl, ihr nicht gewachsen zu sein und jeden Augenblick etwas Ungeschicktes begehen zu können, betäubten und verwirrten ihn. Herr von Quist behandelte ihn zwar ganz als halbwilden Californier, zeigte ihm, wie er die Austern zu essen, Messer und Gabel zu halten, mit den verschiedenen Speisen zu verfahren habe, that dies aber immer unter Hinweisung auf Sturms nunmehrige gesellschaftliche Stellung mit der gewinnendsten Aufmerksamkeit und Rücksicht und leichtem Humor, so daß er unvermerkt eine Herrschaft über Sturm gewann, wie dieser sie noch Keinem eingeräumt hatte.

Isidor Löwe, so unbefangen er sich auch den Genüssen der Tafel hinzugeben schien, hatte Beide doch

scharf beobachtet, und als man beim Champagner war, sagte er: „Mein Gott, Herr von Quist, was könnte Ihre Anleitung und Ihr Beispiel aus unserem jungen Freunde machen! Da würde er lernen, wie man das Leben genießen kann, wenn man ein reicher Mann ist. Wäre ich an seiner Stelle, ich würde Sie um Ihre Freundschaft bitten und Sie gar nicht mehr von mir lassen. Denn aufrichtig gesagt: unser Freund hier kommt mir vor wie ein Kutscher, der mit Vieren fahren soll und die Zügel noch nicht zu regieren weiß; da werden natürlich die Pferde mit ihm durchgehen und ihn am nächsten Eckstein mit dem Wagen umwerfen. Herr Sturm ist viel zu klug, um nicht einzusehen, daß er einen solchen Freund nöthig hat."

Sturm nickte dazu. Er hatte nur aussprechen hören, was er selbst dunkel gefühlt, und reichte Herrn von Quist die Hand hin. Dieser nahm sie nicht, sondern erhob sein Glas und sagte: „Mit Freundschaft fängt man nicht an; damit hört man auf. Ich traue mir wohl zu, aus unserem gewiß sehr talentvollen aber noch unerfahrenen Bewirther einen liebenswürdigen Gesellschafter zu bilden, ihn in die Kreise einzuführen, in die er jetzt gehört und in denen er seines Reichthums auf alle Weise genießen kann; ja ich bin geneigt, den Versuch zu machen, wenn er sich meiner Leitung überlassen will; und da es ohne eine solche Leitung mit dem Umwerfen des Wagens Ernst werden könnte, so halte ich es sogar für eine moralische Verpflichtung, mich seiner anzunehmen, wenn er selbst mich darum bitten sollte."

„Das thu' ich; ja, das thu' ich!" rief Sturm.

„Ich werde also den Versuch machen," fuhr Herr von Quist fort, „und wenn er gelingt, so muß sich daraus nothwendig eine wahre Freundschaft entwickeln. Trinken wir dies volle Glas auf deren Gedeihen!"

Sie stießen an und tranken. Herr von Quist wurde sehr heiter, erzählte, scherzte, lachte, schenkte sich und den Anderen ein und gab noch manche Gelegenheit, anzustoßen und die Gläser zu leeren. Seine Unterhaltungsgabe schien unerschöpflich. Auch Isidor Löwe war aufgeräumt und reich an beißenden, meist witzigen Anekdoten, doch, ungleich den beiden Anderen, sehr mäßig beim Trinken. Während aber von Quist immer lebhafter wurde, fand sich Sturm allmählich in einen immer dichteren Nebel gehüllt, aus dem nur von Quist's glänzende Augen oder Isidor Löwe's krumme Nase abwechselnd hervortauchten; ihre Stimmen, ihr Lachen schienen aus immer größerer Entfernung zu kommen. Dann verloren sie sich in Brausen, der Nebel wurde undurchsichtig, der Stuhl sonderbar abschüssig, und dann war Alles verschwunden. Seine beiden Gäste sahen ihn zu Boden gleiten und daliegen gleich einem Todten. Sie lächelten sich verständnißvoll an, schüttelten sich die Hände und standen auf. Nachdem sie den Besinnungslosen auf ein Sopha gebracht, mußte Isidor Löwe's Diener, der schon beim Aufwarten geholfen, einen Wagen besorgen. Mit einiger Mühe wurde Sturm hineingeschafft, und dem Diener ward geheißen, sich zu ihm zu setzen, ihn nach seiner Wohnung

zu bringen und zu helfen, daß Kehraus ihn entkleide und zu Bett bringe. Das geschah. Herr von Quist und Isidor Löwe aber blieben noch ziemlich lange im Gespräch bei der Flasche und Sturm's zurückgelassenen Havannahcigarren beisammen.

Es mochte eine Woche nach diesem denkwürdigen Tage sein, die Lüfte wurden schon etwas milder, denn der März nahte heran, aber so sparsam auch der kleine Musikus mit seinen Kohlen hausgehalten, sie waren längst aufgebrannt, und er war zum Nachtheil seiner häuslichen Beschäftigungen gezwungen gewesen, so oft er daheim war, die Holzdörfer'sche Stube aufzusuchen, da sein Dachzimmerchen ohne Heizung doch noch viel zu kalt war. Sturm hatte sich nicht sehen lassen, und vergeblich hatte er ihm in den letzten Tagen an Stellen aufgepaßt, wo er ihn sonst öfter getroffen. Stiller hatte einen großen Vorrath von Geduld, aber heute war dieser erschöpft, und da es Sonntag und noch früh am Tage war, so hoffte er Sturm in dem Hause zu finden, in welchem er seine Schlafstelle hatte. Er begab sich dorthin und ging zuvörderst zu dem Schuhmacher, der im Kellergeschoß wohnte und eine Art Portierdienst in dem Hause verrichtete.

Sturm, sagte ihm dieser, sei schon seit acht Tagen nicht mehr im Hause gesehen worden, und man wisse nicht, wo er sich aufhalte. Er sei dem Miether der

Dachetage und ihm selbst einiges Geld schuldig gewesen, sie hätten Beide gefürchtet, er sei ihnen damit durchgegangen, aber gestern habe ein Unbekannter ein Packet bei der alten Rebhan, die da hinten im letzten Zimmer wohne, abgegeben, das sei von Sturm gewesen und habe das schuldige Geld enthalten. Die Alte werde wohl mehr von dem Verschwundenen wissen, denn er sei öfter zu ihr gegangen, um ihr Dies oder Jenes zu bringen.

Stiller ließ sich ihr Zimmer bezeichnen, tappte durch den langen dunklen Gang und trat ein. Das enge, etwas feuchte Gemach war leidlich warm. Die Alte lag im Bett, in ihrer Bibel lesend, und das Licht, das durch das kleine, hochangebrachte Fenster hereinschien, concentrirte sich auf ihrem weißen Haar und dem Buche. Sie erhob langsam ihre großen hellen Augen zu dem Eintretenden, ohne sich sonst zu rühren.

„Ich muß Sie stören, Frau Rebhan," sagte er, nachdem er die Thüre geschlossen. „Ich bin der Musikus Christian Stiller und wollte mich erkundigen, ob Sie etwas von Ludwig Sturm wissen."

„Musikus Stiller?" sagte sie, indem sie ein Zeichen in das Buch legte. „Dann hat er mir etwas für Sie geschickt, und ich wußte nur noch nicht, wie ich es in Ihre Hände bringen sollte." Sie suchte nicht ohne Mühe unter ihrem Kopfkissen und holte einen Brief hervor, den sie Stiller hinreichte und der an ihn adressirt war. „Sie fühlen wohl, es ist Geld darin," fuhr sie fort. „Gott muß ihn auf besondere Weise gesegnet haben.

Aber setzen Sie sich und lesen Sie erst, was er Ihnen schreibt; dann wollen wir weiter sprechen."

Der kleine Musikus folgte dieser Aufforderung, und als er den Brief erbrach, fielen ihm fünf Goldstücke daraus entgegen. Beinahe erschrocken legte er das Geld auf das Bett, schlug den Brief auseinander und las ihn. Die Alte betrachtete ihn aufmerksam und sah, wie auf seinem Gesicht Unwillen, bitteres Lächeln und stille Trauer einander ablösten. Als er gelesen hatte, seufzte er tief, und unwillkürlich drangen ihm die Worte über die Lippen: „Ach, meine gute, treue Schwester! Und doch ist es wohl so das Beste!"

Die Alte sagte mit ihrer zitternden Stimme sanft: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen."

Stiller sah ihr in die Augen, deren milder, theilnehmender Ausdruck sein inniges Vertrauen erweckte, auch drängte ihn sein volles Herz zur Mittheilung, und er sagte: „Ich will Ihnen Alles erzählen, obgleich wir uns zum ersten Male sehen. Ich glaube zuversichtlich, daß Sie eine fromme gute Frau sind."

„Das wäre ich gerne," versetzte sie. „Wer kann sich selbst dazu machen? Vertrauen können Sie mir, aber Rath geben, kommt Gott zu."

„Um Rath ist es mir nicht," entgegnete Stiller, und erzählte dann, wie brav Ludwig Sturm damals gewesen, als er sich mit seiner fleißigen, treuen Schwester verlobt, wie er hernach aber in eine Genossenschaft gerathen sei,

die ihm nach und nach seine Genügsamkeit, Bescheidenheit und Zufriedenheit, seine Achtung vor Gottes Ordnungen und Fügungen, ja zuletzt den Glauben an alles Heilige und Ueberirdische, an ein künftiges Leben, sogar an Gott selbst geraubt habe, und wie trotz alledem die gute, rechtschaffene Schwester bei allem Kummer darüber ihm habe treu bleiben wollen. Dann las er der Alten vor, was Sturm ihm jetzt geschrieben:

„Ich schicke Dir hier, was ich Dir schuldig bin, auch noch etwas darüber, und sage Dir damit Lebewohl, weil unsere Wege auseinander gehen; denn ich habe mein Glück gemacht, und zwar ohne den Gott, an den Ihr Narren glaubt und den Ihr dazu nöthig habt. Uebrigens sehe ich ein, daß die Meinungen, die ich über reiche Leute und das Recht an ihrem Vermögen hatte, reine Dummheiten waren. So etwas setzt man sich nur in den Kopf, so lange man selbst nichts hat. Natürlich muß ich Deiner Schwester den Kauf jetzt aufsagen, weil sie in meine Lage und Gesellschaft nicht paßt. Du kannst ihr das wohl beibringen. Ich lege Dir noch ein paar Goldstücke hinzu. Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich schon von hier abgereist. Ludwig St."

„Er hatte ein Loos und muß in der Lotterie gewonnen haben," sagte Stiller nach kurzem Schweigen.

„Der Unglückliche!" versetzte die greise Gichtbrüchige. „Also darum mied er jedes ernsthafte Gespräch. Er hat viel Gutes an mir gethan. Ich könnte über ihn weinen, denn in seinem Glück ist er unglücklicher als wir Alle.

Hätte ich aber gewußt, er gehöre zu den Thoren, die in ihrem Herzen sprechen: Es ist kein Gott — nicht die Brosamen von seinem Tisch hätte ich genommen. Jetzt hat er mir auch ein Goldstück geschickt; aber lieber wollte ich verhungern, als mich vom Geschenk eines Spötters und Gottesleugners sättigen. Ich will es aufbewahren. Vielleicht findet er es noch einmal bei mir. Gott segnet nur die Seinen; denen, die ihn nicht haben, wird sein Segen zum Unsegen."

„Sie haben Recht," sagte Stiller. „Ich will auch von diesem Gelde nur nehmen, was er mir schuldig war. Bewahren Sie das Uebrige bei dem Ihren." Er gab ihr vier von den Goldstücken hin und steckte nur eins zu sich, indem er bemerkte, es reiche zwar nicht ganz, aber er wolle lieber einen Thaler an Sturm verlieren, als einen Pfennig von ihm gewinnen. „Lieb ist es mir," versetzte er dann, „daß er die Stadt verlassen hat. Ich möchte ihm nicht wieder begegnen. Aber ich weiß nicht, ob ich mich über seine Lossagung von Marien mehr erfreuen oder betrüben soll. Es ist gewiß zu ihrem Glück, und doch wird es sie tief schmerzen."

Frau Rebhan sagte: „Es wäre kein Glück für sie, wenn es sie nicht schmerzte. Das sind die wunderlichen Wege, auf denen wir das Beste gewinnen." Sie kam dann wieder auf Sturm zurück und sagte: „Er hat mir nie von seinem Umgang gesprochen, aber ich weiß von jenen Leuten; ich habe ihrer gekannt, ehe mich mein Leiden hier einschloß, habe auch seitdem von ihnen ge-

hört. Es ist ja Vieles wahr von dem, worüber sie klagen, könnte vielleicht auch abgestellt werden — ich verstehe das nicht — aber die Thoren wollen die Welt bessern und werfen selbst weg, was sie allein besser machen kann; wollen Herzen und Geister bewegen, und kennen nichts Höheres, als was sie selbst oder Rost und Motten verzehren; wollen Gesetze für die Welt machen ohne den Gesetzgeber, der die Welt gemacht hat. Darum fühlen sie sich auch so unselig arm, weil sie das nicht mehr haben, womit sich auch die Aermsten noch reich fühlen. Doch, lieber Herr Stiller," unterbrach sie sich, „ich bin ins Reden gekommen, und das ist nicht gut; denn was weiß ich? Sie müssen zu Ihrer Schwester und ihr seinen Brief zeigen."

„Ja," versetzte er. „Aber kann ich etwas für Sie thun?"

Sie dankte ihm. Seit einigen Tagen habe sich eine edle Dame ihrer angenommen, und sie leide keine Noth. — Ob er seine Schwester einmal zu ihr bringen dürfe? — Gewiß; sie danke Gott jedesmal, wenn er ihr brave Menschen an das Bett sende.

Er drückte ihr mit aufrichtiger Ehrerbietung die Hand und verabschiedete sich.

Es war ein weiter Weg bis nach Mariens Wohnung, und da er an einer Kirche vorüberführte, trat Stiller ein, ehe die Predigt anfing. Ihm fehlte jedoch die Gelassenheit, einem fremden Gedankenzuge folgen zu können, der sich überdem in die gewählteste Büchersprache kleidete,

und nur wenn ein eingeflochtener Bibelspruch sein Ohr traf, fühlte er sich seinem eigenen Gedankenkreise auf Augenblicke entrückt. Dieser jedoch war des Ortes und der Stunde nicht unwürdig, denn was er bedachte, was er erlebt hatte, was bevorstand, sah er von einem Lichte bestrahlt, das ihn mit Ergebung, Ruhe und Heiterkeit erfüllte. Nun hätte er gern der Predigt gehorcht; aber gerade diese Stimmung regte in seinem Innern so viel schöne Melodien und Modulationen auf, die sich mit Gewalt dazwischen drängten, daß er nach kurzer vergeblicher Bemühung, den glatthinrollenden Worten zu folgen, leise aufstand und aus der Kirche hinausschlich, eben als der Prediger den dritten Theil seiner überaus logisch geordneten Rede begann.

Der Himmel hatte sich inzwischen entwölkt, die Februarsonne schien hell in die Straßen, einzelne Reste vereisten Schnees wegschmelzend, und die braunen Sperlinge flatterten zirpend umher, als verspotteten sie den glücklich überstandenen Winter und als freuten sie sich zugleich des Sonntagsputzes der vorüberwandelnden Menschen. Als der kleine Musikus die Wohnung seiner Schwester erreicht hatte und droben ihr enges sauberes und trauliches Zimmerchen betrat, war Marie auch soeben erst aus einer anderen Kirche zurückgekehrt. Sie empfing den Bruder, den sie seit jenem Abend nicht gesehen hatte, auf das herzlichste. Sie sei, sagte sie, in den Wochentagen sehr beschäftigt gewesen und habe an den Sonntagen immer erwartet, daß Sturm sie zu einem Ausgang

abholen werde. Sie begreife nicht, daß er sich nicht ein einziges Mal habe sehen lassen.

Christian nahm ihre Hand, sah ihr liebevoll in die Augen und sagte: „Erwarte ihn nicht mehr, Marie. Er hat von selbst gethan, was du nicht thun wolltest und ich nicht thun sollte: er hat euer Verlöbniß aufgehoben."

Sie erblaßte und ihre Hand zitterte, aber sie sagte nichts und sah den Bruder nur schmerzlich fragend an. Er führte sie zu einem Stuhl, setzte sich neben sie und sagte: „Seitdem du mir die Buttersemmeln brachtest, habe ich ihn nicht gesehen. An jenem Abend hatte er mir Geld abgeborgt, das er mir in einem Brief zurückgeschickt hat, und nur dadurch weiß ich von ihm. O Marie, ich bin gewiß, wenn er in das alleräußerste Elend gerathen wäre, du hättest ihn nicht verlassen. Wie sollte ich denn nicht Gott danken, daß du von einem Menschen befreit bist, der dich verläßt, weil er, wie er sagt, sein Glück gemacht hat und mit Geld um sich wirft? Sicherlich hat Gott es so gefügt, um dich noch bei Zeiten vor einer Heirath zu retten, die dich lebenslang unglücklich gemacht hätte. Hier ist sein Brief. Lies ihn! Er wird dir zeigen, was für ein Mensch er ist."

Sie nahm das Schreiben, las es langsam durch, las es noch einmal und schwieg dann lange. Der Bruder sah sie mitleidig und erwartungsvoll an. Endlich, während einzelne Thränen aus ihren niedergeschlagenen Augen tropften, sagte sie leise vor sich hin, als erzähle sie es sich selber: „Um seinetwillen hatte ich schon gearbeitet und

gespart, ehe er sich mir antrug. Ich fühlte ja, daß er mich gern hatte. Ich kannte ja seine Fehler, aber er hatte Glauben, war zufrieden und fleißig; und dann sagte er, er habe mich lieb, und Gott weiß, ob ich ihn lieb hatte. Damals waren wir beide glücklich, o sehr glücklich, und sparten und arbeiteten Eins für das Andere und sprachen von der Zukunft. Was habe ich da Alles gehofft! Und als er allmählich anders ward, da hoffte ich noch immer; und als er immer unzufriedener, finsterer und wilder wurde, hoffte ich noch immer, durch die schlimmste Zeit mit ihm habe ich hindurch gehofft bis heute. Und nun muß ich sehen, was aus ihm geworden ist — und das muß das Ende sein!"

Sie schwieg wieder, und ihre Thränen flossen reichlicher.

„Nun, Marie," sagte Christian, „es ist doch gut, daß das Ende zur rechten Zeit gekommen ist."

„Ja," versetzte sie, indem sie aufblickte; „aber, lieber Christian, wenn man sich so Jahre lang seine Zukunft in Gedanken aufgebaut und all sein Thun und Lassen, Denken und Wünschen, Freud und Leid mit hineingebaut hat, und Alles stürzt dann mit einem Male zusammen als wäre es nie gewesen, da kostet der Entschluß Mühe, seinen Weg nun über die öden Trümmer weiter zu gehen."

„Du sollst lebenslang einen treuen Bruder zum Gefährten haben," sagte er mit einem herzlichen Händedruck. Er erzählte ihr dann, wie er zu dem Briefe gekommen,

wie er die gichtbrüchige Alte kennen gelernt, was sie mit einander gesprochen und über Sturms Goldstücke beschlossen. Marie hatte die Hände gefaltet, blickte schweigend vor sich hinaus, schien aber mehr zuzuhören, als sie wirklich zuhörte. Nur als er davon sprach, daß er bald einmal mit ihr zu Frau Rebhan gehen wolle, äußerte sie ihre Zustimmung. Die Alte hatte ja Gutes von Ludwig erfahren, hatte ihn gekannt vor seiner Veränderung, und dann konnte sie mit ihr von dem ehemaligen Ludwig reden, von dem, der nun nicht mehr in der Welt war und den sie doch noch liebte. Es war ihr, als ob dieser unverloren für sie sei, wenn sie nur getreu an ihm festhalte.

Christian sprach noch lange mit ihr, während er auf andere Gegenstände überging, und da er sah, daß ihre Thränen nicht mehr flossen, glaubte er sie hinreichend beruhigt zu haben, um sie verlassen zu können.

Als sie ihn aber aus der Thür geleitet hatte und in ihr Zimmerchen zurückkam, sank sie vor einem Stuhl in die Kniee, beugte den Kopf auf die gefalteten Hände, und in ihrem Herzen und Munde waren keine Bitterkeit, keine Anklagen, nur — o ihr lieben Frauenseelen! — nur schmerzliches Mitleid, tiefer Kummer, heiße Wünsche für seine Rettung.

Es war durchaus nicht Sturm's Absicht, schon jetzt die Stadt zu verlassen. Nur damit ihm nicht etwa nach-

gespürt werden sollte, hatte er dies Stillern so wie der alten Frau geschrieben.

In seine neue Lage fand er sich merkwürdig rasch und verdankte dies größtentheils der aufmerksamen Leitung des Herrn von Quist, der von ihrer ersten Bekanntschaft an sein unzertrennlicher Begleiter geworden war. Sturm fühlte wohl, wie vieles ihm noch abgehe, um sich in derjenigen Gesellschaft ohne Anstoß bewegen zu können, der er jetzt anzugehören glaubte, und von Quist besaß nicht bloß in der That eine vollkommene gesellige Bildung, er hatte es auch verstanden, unter dem Scheine sorglicher Freundschaft eine fast unbedingte Herrschaft über Sturm zu gewinnen. Während er Sturm's Eitelkeit lebhaft zu reizen wußte und dabei das californische Märchen aufrecht erhielt, ließ er ihn schon nach wenigen Tagen deutlich merken, daß er mit all seinen früheren Verhältnissen genau bekannt sei, und daß es nur von ihm abhänge, ob Jener eine geachtete und genußreiche Stellung erringen und behaupten werde, welche, wie er ihm bald klar machte, der bloße rohe Geldbesitz noch nicht gewähren könne.

Sturm war nicht ohne natürliche Anlagen, und was er an Kenntnissen in seiner vorigen Lage sich hatte aneignen können, hatte er sich angeeignet. Herr von Quist überblickte dies binnen Kurzem und sagte: „In der guten Gesellschaft, bester Freund, verlangt Niemand gründliche Bildung in Wissenschaften und Künsten, und selbst wer sie hat, gleitet da nur lose darüber hinweg, denn sie

macht Anspruch und ist unbequem. Im allgemeinen behandelt man das, als ob man Alles wüßte und bei den Anderen dasselbe voraussetzte. Auch sind Sie nicht mehr jung genug, um noch bei den vier Fakultäten zu Gaste zu gehen, und überdem wird man einem glücklichen Californier, der weit her ist, Manches nachsehen, was man einem Menschen aus den hiesigen Arbeiterkreisen, der nicht weit her ist, nicht verzeihen würde. Um aber in der guten Gesellschaft nicht bloß als Gast einmal geduldet zu werden, sondern ansässig darin zu sein, sind gewisse Dinge ganz unerläßlich. Zuerst muß man im Reden und Benehmen Alles vermeiden, was Anstoß erregen oder auch nur auffallen könnte und muß dabei aller Umgangsformen mächtig sein. Darin verlassen Sie sich auf mich, folgen Sie meinen Anleitungen und meinem Beispiel, und Sie werden es mir einmal Dank wissen, daß ich Ihnen meine Zeit und Kräfte zum Opfer bringe. Auch wollen wir zu diesem Zweck ferner jeden Abend das Theater besuchen. Zweitens muß Einem das geläufig sein, wofür sich die Gesellschaft soeben interessirt oder interessiren kann. Darum werde ich für Sie einige der beliebtesten Zeitschriften und Zeitungen bestellen, in welchen Sie sich fleißig umsehen müssen, damit Sie die erforderlichen Urtheile über alles Neueste daraus schöpfen. Drittens müssen Sie Unterricht nehmen im Tanzen, Fechten und Reiten, denn das gehört zu einem Manne von Bildung und wird Ihren Körperbewegungen einen gewissen Schliff geben, der Ihnen noch abgeht. Auch müssen Sie

einige Spiele lernen, die in der Gesellschaft vorkommen, Whist, L'hombre, Skat, Quinze; und zu diesem Zweck wollen wir bisweilen nach dem Theater einige Bekannte mitbringen."

Sturm, der vor Begierde brannte, nicht nur das Leben der höheren Kreise, das er so oft beneidet hatte, mitzugenießen, sondern womöglich darin auch eine Rolle zu spielen, ging willig auf all diese Vorschläge ein, und da er leicht auffaßte und ein treffliches Gedächtniß hatte, auch viel körperliche Kraft und Gewandtheit besaß, so machte er unter Herrn von Quist's Führung die wünschenswerthesten Fortschritte. Natürlich konnte dieser Herr seine Zeit und Kräfte ihm nicht umsonst zum Opfer bringen. Von früh bis spät theilte er alle nöthigen und angenehmen Genüsse mit seinem lernbegierigen Schüler, selbstverständlich auf dessen Kosten, Mittel für weitere Bedürfnisse gewann er ihm gelegentlich im Spiel ab, von sonstiger Vergütung war nicht die Rede, und so behielt sein Verhältnis zu jenem durchaus den Anschein einer freien uneigennützigen Freundschaft.

Isidor Löwe ließ sich nur selten sehen, aber jedesmal mußte er von Neuem erstaunen über die Veränderungen, die er in Sturm's Art, Benehmen und Gesprächen vorfand. Entfernte sich bei diesen Besuchen Herr von Quist, so floß Isidor Löwe über von dem Preise seiner Eigenschaften, seines höchst vortheilhaften Einflusses auf Sturm, und ermahnte diesen, einen so unschätzbaren Freund auf alle Weise festzuhalten. Er

hatte Sturm schon mehrmals neue Vorschüsse bringen müssen, und als er den letzten auszahlte, erinnerte er bei Herrn von Quist's Abwesenheit daran, daß nun binnen wenigen Tagen der Gewinn werde ausgezahlt werden. Sein verehrter Gönner, sagte er, werde natürlich nicht so thöricht sein, das Geld hinzulegen und aufzubrauchen; er werde gute zinstragende Papiere dafür kaufen wollen; er schlage ihm dazu gewisse Staatspapiere vor und sei bereit, das ganze Geschäft sowie auch die Erhebung des Gewinns zu besorgen, wenn Sturm zu diesen Zwecken ihm – natürlich gegen Empfangschein – das Lotterieloos anvertrauen wolle.

Zu Letzterem war Sturm sofort entschlossen. Herr von Quist hatte sich in der letzten Zeit so fest überzeugt geäußert von der californischen Abstammung seines Vermögens, daß er um Alles die Wirklichkeit nicht erfahren sollte, und das war nicht zu vermeiden, wenn Sturm sich selbst zu dem Lotteriecollecteur verfügte. Er ersuchte Isidor Löwe sogar, Herrn von Quist nichts von der Lotterie zu verrathen. „Ei bewahre," sagte Isidor Löwe, „ich werde sagen, Ihr Geld komme aus Californien und sei mir avisirt."

„Wegen der Anlegung des Geldes," versetzte Sturm, wollen wir doch Herrn von Quist zu Rathe ziehen."

Isidor Löwe verneigte sich mit einem zustimmenden Lächeln, Sturm holte das Loos aus seinem Verschluß, und Jener schrieb die Empfangsbescheinigung. Als sie Beides gegen einander ausgetauscht hatten, trat Herr von

Quist ein, dem Isidor Löwe sogleich die verabredete Eröffnung machte und die Fragen mittheilte, über die Sturm seinen Rath verlange.

Herr von Quist lachte laut auf. „Darum fragen Sie mich?“ rief er. „Mein bester Sturm, dergleichen Dinge braucht ein Cavalier durchaus nicht zu verstehen. Das liegt ganz außer meinem Gesichtskreise, oder sagen wir meiner Sphäre. Ich nehme mein Geld ein und gebe es aus, mehr weiß ich nicht. Alles Andere ist unter mir. Ich bin weder Bankier noch Stockjobber. Und da soll ich Rath geben? Ich könnte Ihnen eben so gut rathen, wie Sie eine Fliege machen oder einen Elephanten zu Stande bringen sollten.“ Er lachte abermals und sagte dann: „Liebster Freund, wäre ich in der sonderbaren Lage, Geld unterbringen zu müssen, so würde ich mich an Herrn Isidor Löwe wenden, so wie ich mich wegen eines Rockes an den Schneider, wegen eines Diners an den Speisewirth wende. Jeder muß sein Geschäft verstehen, und so viel weiß ich: dieser Herr versteht das seinige.“

„Gut,“ versetzte Sturm, „so verfahren Sie nach Ihren Vorschlägen.“

Isidor Löwe versprach die prompteste Bedienung und entfernte sich, nachdem er einen vielsagenden Blick mit Herrn von Quist gewechselt hatte.

„Ich freue mich,“ sagte dieser Cavalier, „wie richtig und leicht Sie solche Dinge schon behandeln, lieber Sturm. Sie benehmen sich in der That fast ganz, als ob Sie immer zu uns gehört hätten.“

„Nun," sagte Sturm, „wenn dem so ist, warum führen Sie mich denn nicht endlich in die Gesellschaft ein, in welcher man Damen findet, schöne junge Damen, denen ich die Cour machen möchte?"

„Möchten Sie, Bester?" entgegnete Herr von Quist lächelnd. „Nun ja, begreiflich! Aber auch das will gewissermaßen gelernt, wenigstens angeübt sein, wenn es Erfolg haben, wenn es mit Zierlichkeit und Anmuth geschehen soll, und ich zweifle, daß Sie dazu in Ihrem amerikanischen Goldlande hinreichende Gelegenheit fanden. Jene gewinnende Aufmerksamkeit, die keine Absicht zeigt, jene feine Kühnheit, die nie zudringlich wird, jene zarte Huldigung, die sich nie zur Schmeichelei verirrt, wird Unsereinem durch die Erziehung natürlich und für das Vorhandensein dieser Eigenschaften haben die Damen ein außerordentlich feines Gefühl, wissen auch genau zu unterscheiden, ob dieselben vorhanden sind oder nur nachgeahmt werden. Sie, lieber Sturm, werden sie bei Ihrem Geschick sich ohne Zweifel aneignen können, aber dazu müssen Sie Gelegenheit haben und werden hierbei Lehrgeld zahlen, d. h. anfangs noch mancherlei Mißgriffe machen. Geschähe das hier, so wäre Ihre Stellung in der Gesellschaft für immer vernichtet. Nein! Ihre ersten Schritte auf diesem schlüpfrigen Boden müssen Sie an einem andern Ort, unter einer rasch wechselnden Gesellschaft machen. Mein Vorschlag wäre daher, daß wir, gleich nachdem Sie Ihre Vermögenssache geordnet haben, nach Wiesbaden reisen, uns dort für die schönere Jahres-

zeit ansiedeln und den Genuß, den Sie hier vermissen, in der dortigen Badegesellschaft suchen."

Sturm wollte dieser Plan keineswegs behagen. Es widerstrebte ihm, einen Lebenskreis, der sich immer genußvoller und behaglicher um ihn ausbreitete, plötzlich zu verlassen, um anderswo nochmals gleichsam von vorn anzufangen, und gewisse jugendliche Erscheinungen im ersten Range des Theaters hatten so anziehend auf ihn gewirkt, daß er ungeduldig die Zeit herbeisehnte, ihnen, wie er hoffte, gesellig näher zu treten. Indeß sprach er seinen Widerwillen, die Stadt zu verlassen, nur im allgemeinen aus, und Herr von Quist ging in Erwartung einer günstigeren Stunde für seinen Vorschlag leicht darüber hinweg, indem er nur bemerkte, hier werde sich die gute Gesellschaft ohnehin sehr bald auflösen und bei den ersten warmen Tagen in die Bäder, auf Reisen oder auf das Land gehen; eine Bemerkung, die bei Sturm doch nicht ganz verloren war.

Der Cavalier zündete eine neue Cigarre an, warf einen Blick in die Zeitungen und schlug dann vor, heute einmal in ein anderes Theater zu fahren, wo man Oper und Ballet sehen könne. Sturm fragte, wo das sei, und als Jener das Theater nannte, in welchem Stiller bei der zweiten Geige zu spielen pflegte, weigerte er sich entschieden, es zu besuchen, ohne hiefür einen Grund anzugeben. Herr von Quist blickte ihn an und machte einige lange Züge aus seiner Cigarre. Da er jedoch in Sturm's Mienen nicht sowohl den Ausdruck erwachenden

Eigenwillens als einer gewissen Verlegenheit bemerkte, so stand er lächelnd auf, schlug ihm auf die Schulter und sagte: „Schon gut, mein Bester! Sie haben Ihre kleinen Geheimnisse, und wer hat deren nicht? Auch im vertrautesten Umgang muß man dergleichen respektiren und nie unbescheiden darnach fragen. Sollte es Ihnen einmal von Wichtigkeit sein, eines Freundes Geheimniß zu entdecken, so müssen Sie hinter seinem Rücken darnach forschen, und bei einiger Gewandtheit wird es Ihnen nicht verborgen bleiben; aber geradezu es abfragen zu wollen, ist gegen die Regeln des guten Tones."

Jetzt war es an Sturm, einen prüfenden Blick auf den Freund zu richten, den dieser aber mit der heitersten Sicherheit erwiderte, so daß es Sturm erging wie dem Löwen, der den festen Menschenblick nicht lange erträgt und nach Kurzem die Augen blinzelnd von ihm abwendet. So weit hatte ihn die Erziehungsmethode des Cavaliers bereits gebändigt.

Im besten Einvernehmen fuhren Beide nach dem bisher besuchten Theater. —

Auch Isidor Löwe war noch unterwegs. Er hatte auf seinem Heimwege in einiger Entfernung die Gestalt eines Buckligen mit krausem grauen Haar und eingebogenen Schienbeinen vor sich gesehen, und war derselben sofort nachgegangen, doch in ziemlichem Abstande, so daß es Niemandem auffallen konnte. So folgte er dem Buckligen durch viele Straßen bis hinaus in eine der Vorstädte, wo derselbe in winklige Nebenstraßen einbog und

in der Thür einer ziemlich verfallenen Herberge verschwand. Isidor Löwe wartete einige Minuten und ging dann in dasselbe Haus. Durch eine Art Fensteröffnung, welche aus der Schenkstube in den Vorplatz ging, blickte der kleine, blödäugige Wirth heraus. Isidor Löwe wechselte einige Worte mit ihm, stieg dann die steile unreinliche Treppe hinauf und trat droben, ohne anzuklopfen, in ein schmales Kämmerchen, in welchem der Bucklige mit einem Blatt Papier in der Hand bereits am Fenster stand. „Was, Krakauer?" sagte Isidor Löwe nach flüchtigem Gruße, „Sie sind hier und gehen an Ihren besten Freunden vorüber?"

„Lassen Sie mich, Löwe! Die beste Freundschaft liegt mir noch im Magen," erwiderte der Bucklige.

„Wie das, alter Fuchs?"

„Sie haben mich überfuchst. Das Unternehmen war faul, ganz faul. Jetzt weiß ich Alles. Die Zinsen werden noch einmal bezahlt, und dann ist kein Pfennig mehr zu holen."

„Haben Sie noch Aktien?"

„Hab' ich noch? Freilich hab' ich noch. Es nimmt sie Niemand mehr."

„Nun, Krakauer, ich habe auch noch einen sehr starken Posten."

„Freut mich, freut mich außerordentlich; es kann nicht genug sein. Sie müssen erst recht hineinfallen."

„Was für ein Mann Sie sind!" sagte Isidor Löwe. „Da komme ich zu Ihnen, um Ihnen zu einem soliden

Abnehmer zu verhelfen, Sie vor dem Verlust zu retten, gemeinschaftliche Sache mit Ihnen zu machen, und Sie wünschen mir Unglück."

„Löwe, ich trau' Ihnen nicht mehr. Wir haben hierin schon einmal gemeinschaftliche Sache gemacht, und damals gab's auch viel Reden von Solidität."

„Nun, wie Sie wollen. Ich dachte Ihnen den Mann nachzuweisen und die Sache für uns beide ganz in Ihre Hände zu legen, da Sie der sind, der sie am vortheilhaftesten für uns abmachen könnte. Ich hätte bei weitem das Meiste gewagt, und Sie hätten sich überzeugen können, ob der Handel solid ist."

„Herr Löwe, setzen Sie sich! Und nun lassen Sie uns leise reden. Man kann nicht vorsichtig genug sein."

Sie setzten sich, nachdem Krakauer die Thür von Innen verriegelt, dicht zusammen an den kleinen Tisch und hielten ein langes leises, aber ebenso lebhaftes Gespräch, während dessen sich die scharfen Gesichtszüge des Buckligen immer mehr erheiterten; und es war bereits dunkel geworden, als sie aufstanden, sich wiederholt die Hände schüttelten und Isidor Löwe den Rückweg nach seiner Wohnung antrat.

Dem kleinen Musikus war etwas begegnet, was seinem bisherigen Lebenslaufe fremd geblieben, was ihn glücklich und unglücklich machte, und worin er sich durchaus nicht zu finden wußte. Er hatte im Theater

unter den Ballettänzerinnen seit einiger Zeit eine zarte jugendliche Gestalt mit dem lieblichsten heitersten Gesichte bemerkt, die er zu betrachten gar nicht müde werden konnte, vor deren Erscheinung ihm alles Uebrige verschwand und deren Abgang ihm jedesmal eine traurige Leere zurückließ. Seitdem sie unter den Reigen mittanzte, hatte seine Geige einen ganz neuen vollen Klang, sein Bogenstrich ein ungewöhnliches Feuer, hatten seine Finger eine Fertigkeit und Sicherheit, nach denen er bisher vergeblich gestrebt hatte, und bei der einfachen Balletmusik faßte er die Noten so leicht auf, daß er den Blick nur selten von der anmuthigen Tänzerin abzuwenden brauchte, so oft sie sich dem Vordergrund der Bühne in zierlich schwingenden Bewegungen näherte. Waren ihm früher die Ballette verhaßt wegen ihrer oberflächlichen und schwachen Musik, so waren sie jetzt die Lichthöhen seines Lebens; er konnte ihre Wiederkehr kaum erwarten; viele hundert Mal in den Zwischenzeiten wiederholte er bei sich die nichtssagenden Melodien, zu denen die Liebliche getanzt, denn mit ihnen erschien seinem inneren Auge die anmuthige Gestalt, das heitere Gesicht, die ihn entzückten. Weder ihre Verhältnisse, noch ihre Wohnung, nicht einmal ihr Name war ihm bekannt, und eine beengende Scheu hielt ihn ab, sich darnach zu erkundigen. Aber er wußte, welch' leichte Sitten nicht selten in den Kreisen herrschten, denen sie angehörte, wie vielfach und oft mit Erfolg so reizenden Erscheinungen nachgestellt werde. Noch leuchtete ihr von Stirn und Wangen die

hellste Unschuld, und bei dem Gedanken, daß diese je verschwinden könne, erfaßte ihn mitunter die peinlichste Angst. Dann sann er nach, wie er sie davor retten wolle, und wenn sich ihm nirgends ein Weg dazu zeigte, konnte er sich oft ganz unglücklich fühlen, bis auf der Bühne die holden Züge wieder vor ihm auftauchten und zu versichern schienen, daß all seine Sorgen unnöthig seien.

Haben solche Zustände bei manchen Charakteren die Folge, daß sie in ihre Freuden und Schmerzen sich selbstisch hineinwühlen und gegen Andere theilnahmloser und härter werden, so zeigte sich bei Christian Stiller gerade das Entgegengesetzte. Es waren meist Bedrängte, mehr oder minder Nothleidende, mit denen er im gewöhnlichen Leben verkehrte, und nie war er ihnen liebevoller mit Trost, Hülfe, und wenn er konnte, mit Unterstützung entgegengekommen als gerade jetzt. Alle fühlten dies, sogar der kindische Greis, und am meisten die Schwester.

Die Geschwister suchten einander jetzt häufiger auf als früher, aber Sturm wurde unter ihnen nicht erwähnt. Christian hatte die Schwester bald nach Empfang jenes Absagebriefes zu Frau Rebhan gebracht, später hatten sie diese entweder einzeln oder zusammen wiederholt besucht, und Marie hatte eine große Zuneigung zu der Alten gefaßt, deren Art ihr durchaus wohlthat, in deren Gegenwart sie sich immer wie über den Schmerz emporgehoben fühlte. In der letzten Zeit hatte sie jedoch weder den Bruder noch die Gichtbrüchige gesehen, da sie

drängende Arbeiten in fremden Häusern hatte vollenden müssen. Endlich war ein freier Sonntag gekommen, und sie begab sich gleich nach Mittag nach des Bruders Wohnung, um zuerst ihn selbst, dann aber mit ihm Frau Rebhan zu besuchen.

Sie traf ihn, als sie sein Zimmer betrat, bei einer sonderbaren Beschäftigung. Er saß am Fenster vor einem Tische, der voll kleiner aus Holz geschnitzter Kühe, Schafe und anderer Thiere stand; ein Schnitzmesser lag daneben, und mit einer Feile suchte er soeben die Schenkel eines Pferdchens schlanker und glatter zu machen. Marie wußte, daß er von Kind auf ein besonderes Geschick gezeigt, dergleichen artige Schnitzereien zu verfertigen; doch schon seit langer Zeit hatte er es nicht mehr geübt, und was sie sah, machte sie betroffen, denn ihr erster Gedanke war, daß er aus Noth die Sachen zum Verkauf gemacht habe. Er stellte das Pferd auf den Tisch, reichte ihr mit herzlicher Freundlichkeit die Hand und sagte: „Wie freut es mich, Marie, dein liebes Gesicht einmal wiederzusehen! Aber was sagst du zu diesen Proben meiner alten Kunstfertigkeit? Sind die Dingerchen nicht ganz hübsch?"

„Ganz hübsch," sagte sie befangen, indem sie sich zu ihm setzte; „aber ich glaube nicht, daß dir die Mühe bezahlt werden wird."

„O doch," entgegnete er; „nur nicht mit Gelde. Meinst du denn, ich wollte die Sachen verkaufen?"

„Ehrlich gesagt, ich fürchtete, du hättest es nöthig."

„O Schwesterchen, du weißt ja, wie wenig ich für mich brauche, wenn es auch, fürcht' ich, immer noch zu viel ist. Aber bald werde ich mich wohl im Ueberflusse wälzen, und das muß ich dir doch zuerst erzählen. Heute früh war ich beim Kapellmeister, um mir für den Abend Urlaub zu erbitten, da heute keine Oper ist und auch kein Ballet – ach, die Ballette sind so selten! – ich kann zwar über das Lampenbrett hinaus nur zu wenig davon sehen, frage auch nichts nach den Sprüngen der Solotänzerinnen, aber – was wollte ich doch sagen?"

„Daß du beim Kapellmeister gewesen seiest."

„Ja richtig. Also der Kapellmeister war sehr freundlich, bewilligte den Urlaub sofort und sagte, er habe mich bisher allerdings nur versuchs- und aushülfsweise behalten, mein Spiel habe sich aber in der letzten Zeit so vervollkommnet und, wie er sagte, einen solchen Aufschwung genommen, daß er mich bereits zu einer festen Anstellung und zwar bei der ersten Geige, die einer Verstärkung bedürfe, vorgeschlagen habe. Denke dir, Marie, da würde sich meine bisherige Einnahme geradezu verdoppeln, und was wollte ich in diesem Leben mehr verlangen?"

Marie freute sich über diese Aussicht des Bruders und beglückwünschte ihn herzlich dazu. Dann aber fragte sie ihn, wieder auf die Figürchen weisend: „Und das da?"

„Ja," sagte er lächelnd, „der alte Papa Holzdörfer verlangte schon seit Wochen eine Weihnachtsbescherung,

dazu hab' ich ihm die Thiere geschnitzt, auch steht draußen ein aufgeputzter kleiner Tannenbaum, und heut' Abend soll Bescherung sein. Es wäre hübsch, wenn du auch dazu kämest."

„Wenn es dir Freude macht, so will ich gern dabei sein," erwiderte sie. „Aber welch' sonderbarer Einfall, jetzt Weihnachten zu feiern!"

„Nun, ich weiß nicht," sagte Christian. „Zuerst dachte ich freilich auch so; als der alte Papa aber immer wieder von Weihnachten und vom Christkinde sprach und die Feier verlangte, da dacht' ich: der Alte muß doch hinter all dem kindischen und oftmals ungeberdigen Wesen im tiefsten Innern ein verborgenes Heiligthum bewahrt haben, aus welchem dies Weihnachtsgefühl über ihn kommt, und so wie er davon spricht oder auch nur stammelt, hängt es doch immer mit der Geburt des Christkindes zusammen. Nun heiligt aber doch das Ergebniß den Tag und nicht der Tag das Ergebniß; und wenn er dieses so gegenwärtig nahe fühlt, wie es uns an dem Kalendertage ist, warum sollten wir dem Papa eine kindliche Feier mißgönnen, wie er sie dabei vor achtzig Jahren gewohnt war und wie sie ihm in seinen kindischen Träumereien nun wohl als nothwendig dazu gehörend vorkommen mag?"

Marie sann ein wenig nach und sagte dann: „Ich möchte wissen, was Frau Rebhan dazu sagt; dachte auch beim Herkommen schon, wir gingen einmal zu ihr."

Christian war dazu bereit. Die Figürchen seien ja

hinreichend fertig, er habe nur noch ein wenig daran geschabt. Er deckte ein Tuch darüber, zog seinen Sonntagsrock an und setzte den Hut auf. Nachdem er dann eine Papierdüte mit gemahlenem Kaffee gefüllt und zu sich gesteckt, verließen sie das Zimmer, welches die Schwester abschloß, während Stiller noch einen Blick in die Holzdörfer'sche Wohnung warf, wo er Alles in Ordnung fand. Dann stiegen sie die zahlreichen Treppen hinab und durchwanderten die langen Straßen. Der Himmel war leicht bewölkt, und der schon ziemlich warme Frühlingstag lockte die Menschen aus Häusern und Stadt heraus. Man fuhr bereits in offenen Wagen und die geputzte Menge strömte den Thoren zu. Bald mit ihr bald gegen sie schreitend, gingen die Geschwister schweigend neben einander fort — wer hätte wohl geahnt, mit welchen verschiedenen Empfindungen! Denn während die Erinnerung voriger Tage Mariens Inneres mit tiefer Trauer über all ihre untergegangenen Hoffnungen drückte, durchwogten den Bruder leicht hüpfende Melodien, die ihm das heitere Bild der lieblichen Tänzerin hervorzauberten.

Als sie die Straße erreicht, wo Frau Rebhan wohnte, trat Marie in einen Bäckerladen und kaufte einiges weiße Gebäck ein, und damit begaben sie sich nach dem Hause und in das dunkle Erdgeschoß. Die weißhaarige Alte lächelte ihnen freundlich entgegen von ihrem Schmerzenslager. Es sei ihr den ganzen Tag gewesen, sagte sie, als werde ihr ein lieber Besuch zugeschickt

werden, und ob es nicht schön sei, daß ihre zuversichtliche Hoffnung nun erfüllt wäre? Die Geschwister setzten sich an ihr Bett, erkundigten sich nach ihrem Ergehen, worauf sie wie gewöhnlich mit einigen Scherzen über den Feind in ihren Gliedern antwortete, und dann holte Jeder hervor, was er ihr mitgebracht. Sie nahm es dankbar an und sagte: „Seht, Kinder, wenn es heißt: Geben ist seliger denn Nehmen, so sagt das ja, daß Beides seine Seligkeit hat, nur das eine mehr und das andere weniger. Um das viel und wenig ist es aber ein eigen Ding. Wer die Kunst versteht, weiß auch aus dem Wenigen das Kostbarste zu machen; der Andere weiß auch mit dem Vielen nichts anzufangen. Und dann: wer da weiß, wie wenig er ist, dem ist auch wenig schon viel; wer sich aber zu viel dünket, dem ist auch viel noch zu wenig. Das sag' ich," fuhr sie heiter fort, obgleich sie mitunter vor Schmerzen zusammenzuckte, „das sag' ich von solcher Seligkeit, aber nicht von dem Kaffee; denn erstens taugt da die Kunst nicht, aus Wenigem viel zu machen, und dann haben Sie für mich allein viel zu viel mitgebracht, und es würde mir einmal ein rechter lange entbehrter Genuß sein, wenn wir drei davon zusammen tränken."

Sie bat darum so sehr, daß Marie, welche die Hausgelegenheit bereits kannte, aufstand und Alles zu besorgen versprach. Die Frau des Schuhmachers borgte ihr auf ihre Bitten das nöthige Geräth, gab ihr heißes Wasser, verkaufte ihr auch etwas Milch und ein wenig Zucker, und bald stand das dampfende Getränk auf dem herbei-

gerückten Tischchen am Bette. Auch hatte Marie nicht vergessen, noch einmal nach dem Bäckerladen zu laufen und für sich und den Bruder einiges Weißbrod zu holen. Nachdem die Gichtbrüchige dann unter vielen Schmerzen in eine bequemere Lage gebracht war und ihre Tasse erhalten, sagte sie: „Das ist ein rechter Festtag — wie es irgendwo heißt: und aßen und tranken und waren fröhlich".

Marie seufzte, blickte sie an und wurde roth.

Die Alte sah es und versetzte: „Ja, liebes Kind, es ist uns nicht umsonst gesagt: Seid allezeit fröhlich. Das ist auch ein Gebot und würde nicht gefordert werden, wenn wir es nicht erfüllen könnten. Noch verwunderlicher heißt es anderswo: wir sollen uns erweisen als die Traurigen, aber allzeit fröhlich. Die Fröhlichkeit, die die Welt giebt, kommt und geht; aber die Fröhlichkeit, die allezeit bleibt, auch bei der Trauer, die ist nicht von der Welt. Aber vielleicht muß man alt werden, um das zu lernen."

Stiller trug darauf den Fall mit dem Christfest des alten Holzdörfer's vor, fügte seine Ansicht hinzu und fragte die greise Frau um die ihrige.

„Ei, nur frisch daran!" sagte sie. „Thut doch als die Freien und nicht als die in den Satzungen gefangen sind. Unrechtes ist nicht dabei, wenn ihr es nur mit Andacht feiert. Jeden Tag muß man im Herzen Weihnacht feiern; wer das nicht kann, thut's auch nicht an dem Tage, der dazu geordnet ist. Wer weiß, warum das

altersgraue Kind nach diesem Feste der heiligen Kindheit verlangt? Wer weiß, was das Lichtbäumchen in den umdunkelten Geist hineinleuchten kann? Wißt ihr nicht, welche Verheißung die Kindheit hat? Darum werdet wie die Kinder, die auch wohl Weihnacht spielen ohne Sünde."

Sie schien noch mehr sagen zu wollen, als ein Klopfen an der Thür sie unterbrach. Auf ihr Herein trat ein junges Mädchen von der zierlichsten Gestalt und überaus anmuthiger Gesichtsbildung in das Stübchen und blieb, nicht sowohl verlegen, als mit dem Ausdruck unschuldigster Verwunderung an der Thür stehen, mit ihren glänzenden blauen Augen die kleine Gesellschaft betrachtend, während sie ein Löckchen ihres lichtblonden Haares von der Stirne strich. Stiller durchzuckte es wie ein Blitz. Das war ja die liebliche holde Tänzerin von der Bühne, und er erkannte sie im ersten Augenblick. Er wußte nicht, ob er wache oder träume.

„Anna! Meine liebe Anna!" rief Frau Rebhan. „Gottwillkommen, mein liebes Kind! Wie lange habe ich dich nicht gesehen! Ueber ein halbes Jahr nicht!"

Sie streckte ihr die Hand entgegen, die Geschwister waren aufgestanden und machten ihr Platz am Bette; die Kleine eilte herbei, bog ihr blühendes Antlitz nieder zu dem verwitterten Gesicht der weißhaarigen Alten und küßte sie. Dann flüsterte sie ihr einige Worte zu.

„O, es sind gute liebe Freunde," sagte die Alte laut; „Herr Musikus Stiller und seine brave Schwester Marie,

und dies ist Anna Morgenstern, eine liebe, wenn auch entfernte Verwandte von mir."

„Nein, Tante," sagte Anna, „nicht entfernte!"

„Dem Herzen nahe!" entgegnete Frau Rebhan. „Ihr Großvater," setzte sie erläuternd hinzu, „war Geschwisterkind mit mir. – Aber nun setze dich zu uns und trink eine Tasse Kaffee mit uns! Du kannst doch bleiben?"

„Heute bin ich frei wie ein Vogel," erwiderte sie. „Die Stiefmutter ist zu einer Hochzeit eingeladen. Ach, Tante, wie schön war die Zeit, als ich noch keine Stiefmutter hatte und zu dir laufen durfte, wenn ich wollte. Es ging auch noch, so lang der Vater lebte. Damals warst du auch noch nicht so krank, und nun, da du mich am nöthigsten hättest, werde ich immer zurückgehalten."

Marie war hinausgegangen, um noch eine Tasse zu entlehnen. Die Kleine plauderte unbefangen weiter, und Christian stand dabei wie in Verzückung, ihre Stimme klang ihm wie die wonnigste Musik. Indeß kehrte Marie mit der Tasse zurück, schob den Tisch wieder an das Bett, holte noch einen Stuhl herbei, und als Anna Hut und Tuch abgelegt hatte, setzten sich die Geschwister so, daß die Alte und ihr Liebling einander ins Gesicht sehen konnten. Jene blickte trotz ihrer Schmerzen überaus glücklich umher, die früheren Worte wiederholend: „Und aßen und tranken und waren fröhlich. Nein, ist mir das ein Festtag!"

„Was für ein Festtag?" fragte Anna.

Frau Rebhan lächelte. „Nun, wir wollen sagen: Weihnacht. Mir ist auch ganz weihnachtlich zu Muthe. Es giebt ja solche Tage, obgleich es im Menschenherzen immer Weihnacht, Charfreitag, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten zugleich sein sollte. Heute hat es aber eine besondere Bewandtniß. Laß dir das von Herrn Stiller erzählen."

Das liebliche Mädchen sah ihn an und erschwerte es ihm dadurch noch mehr, sich zu fassen; aber leidlich gelang es ihm doch, denn mit ihr zu sprechen, ihr dabei in die freundlich glänzenden Augen zu sehen, war doch auch gar zu köstlich. Und so erzählte er denn, anfangs etwas verwirrt, bald aber immer fließender, lebhafter und anziehender von dem kindischen Altvater, seiner Geschichte, seinem Wesen, seinen Lichtblicken, von seinem Verlangen nach einer Weihnachtsfeier und Bescherung, den Vorbereitungen dazu und wie man am heutigen Abend damit zu verfahren gedenke; und alles dies rundete sich in seiner Erzählung zu einem so wundersamen halb phantastischen Ganzen, daß er selbst darüber erstaunte, und Anna, die ihm mit leuchtenden Blicken zugehört, wie ein Kind in die Hände klopfend, ausrief: „O wie lieb und gut Sie gegen den alten kindischen Mann sind! Aber da möcht' ich dabei sein, das möcht' ich mit ansehen."

„Das können Sie ja," versetzte Stiller erröthend und mit Herzklopfen. „Gehen Sie hernach mit uns! Wir beide bringen Sie später nach Haus."

„Thu' das, mein Herz!" sagte die Alte. „Da bist du in guten Händen, und wenn es dunkel wird, muß ich euch doch bitten zu gehen, um allein meine Schmerzen besprechen zu können, die sich dann für den Zwang am Tage an meinem bischen Fleische gütlich thun."

Anna bedurfte keines Zuredens, um auf den Vorschlag einzugehen, und Stiller war überglücklich. Es ergab sich sogar, daß sie mit den Geschwistern in demselben Stadttheile wohnte. Nun aber erkundigte sich die Alte nach ihrem Leben, ihrem Thun und Treiben, und wie erstaunt und betrübt sah sie darein, als ihr Anna, offenbar mit innerem Widerstreben, ihren Beruf nannte. „O, mein Kind!" rief sie, „mein armes Kind, wie bist du dazu gekommen?"

Anna erzählte es, und wir ergänzen ihren Bericht. Ihr Vater war Handschuhmacher gewesen, hatte es aber nie zu einem eigenen Geschäfte bringen können und immer nur für Andere gearbeitet. Dabei hatte ihn Annas Mutter bis zu ihrem Tode und Anna selbst, seit sie heranwuchs, fleißig unterstützt. Die Stiefmutter, die mehr ihn geheirathet hatte als er sie, wollte sich zu dieser Arbeit nicht bequemen, war träg und vergnügungssüchtig, und der schon dürftige Haushalt ging immer mehr zurück. Als der Vater gestorben war, versuchte sie es zwar mit der Arbeit, doch diese fiel so kümmerlich und mangelhaft aus, daß Anna ihren Fleiß verdoppeln mußte, damit Beide nur einigermaßen aus der Hand in den Mund leben konnten. Es war der günstigen Einwirkung der

alten Frau Rebhan zuzuschreiben, daß Anna unter dem Druck all dieser Verhältnisse immer muthig und frisch und ein sonniges Gemüth geblieben, voll heiterer Unschuld. Da wurde die Stiefmutter von einer Freundin aufmerksam gemacht, wie schön Anna herangeblüht sei, wie leicht und graziös ihre Gestalt und ihre Bewegungen seien, wie sehr sie sich deßhalb zur Ballettänzerin eigne, und wie viel sie als solche zuerst im Corps, später als Solotänzerin für sich und ihre Stiefmutter verdienen könne. Seitdem hatte diese sie ohne Aufhören damit gequält, daß sie Bühnentänzerin werden sollte.

Lange hatte sie sich dagegen gesträubt, aber die Stiefmutter hatte immer heftiger, immer schonungsloser darauf gedrungen, so daß sie zuletzt, um der täglichen Plage zu entgehen, sich selbst bei dem Balletmeister gemeldet hatte, nach kurzer Prüfung zu den Unterrichtsstunden zugelassen und sehr bald in das Corps aufgenommen worden war. Der Unterricht, die Uebungen, die Proben und daneben noch der unabläßige Fleiß im Handschuhnähen hatte es verursacht, daß sie sich so lange nicht bei ihrer alten Verwandten hatte sehen lassen.

Ueber ihren neuen Beruf äußerte sie sich mit einem seltsamen Schwanken zwischen Neigung und Widerwillen. Man bemerkte, daß das Tanzen selbst mit seinen Bewegungen und Verschlingungen eine Freude, ein Genuß für sie war, sobald es zur Aufführung kam; daß aber auch dann die tausend auf sie gerichteten Augen ihr ebenso widerwärtig waren als die Anstrengungen und

Verrenkungen bei den Uebungen und die Zudringlichkeit der Männer hinter den Coulissen. Dabei malten sich diese verschiedenen Empfindungen auf das lebhafteste in den lieblichen Zügen, den leuchtenden Augen und der durchsichtigen Gesichtsfarbe.

Stiller hätte Augen und Ohr keine Sekunde von ihr wenden können, er theilte aufs innigste ihre Empfindungen, Marie beobachtete ihn still, und die Alte hörte mit geschlossenen Augen zu. Als Anna geendet hatte, blickte ihre greise Verwandte sie an und sagte: „Anna, Anna! Noch hat dich Gott behütet, aber du gehst zwischen Schlingen und Netzen. Schlimm genug, wenn deine Stiefmutter nicht weiß, was sie gethan hat, aber noch schlimmer, wenn sie es weiß, und ich glaube, sie weiß es. Hierin konnte sie keinen Gehorsam fordern und du hättest ihr nicht folgen sollen. Kannst du dich nicht davon wieder losmachen? Habe ich recht gehört, so hast du selbst dabei mehr Verdruß als Genuß."

Das sei so, erwiderte sie nachdenklich; auch könne sie nach Ablauf des Halbjahrs wieder austreten, aber dann sei sie und ihre Stiefmutter wieder so arm wie vorher.

Die Alte wollte diesen Grund nicht gelten lassen, Stiller meinte, sie sei überhaupt nicht verpflichtet, sich für ihre Stiefmutter zu opfern, und Marie versicherte ihr, sie könne als Näherin ihr gutes Auskommen finden, sie selber wolle sie anleiten und ihr reichliche Arbeit verschaffen. Alle redeten ihr aufs herzlichste zu, die

Bühne zu verlassen, und das junge Wesen hätte eine entschiedenere Selbständigkeit oder eine größere Leidenschaft für den ihr aufgenöthigten Beruf haben müssen, um dem treuen Eifer so wohlmeinender Seelen zu widerstehen. Mit unbeschreiblicher Freude glaubte Stiller zu bemerken, daß seine Worte vornehmlich Eindruck auf sie machten. Sie nickte ihnen beistimmend zu, und als er ihr mit manchen Gründen empfahl, auf den Vorschlag seiner Schwester einzugehen, zeigte sie sich sehr geneigt dazu, nur äußerte sie eine lebhafte Furcht, sich mit ihrer Stiefmutter auseinanderzusetzen. Stiller erinnerte jedoch daran, daß Alle einverstanden seien, sie müsse ihre Verpflichtung bis zu Ende des halben Jahres aushalten und bis dahin werde sich Rath finden.

Es war indeß spät geworden. Frau Rebhan war allmählich verstummt. Marie räumte den Tisch ab und trug das Geräth hinaus, um es zu reinigen und mit Dank zurückzugeben. Anna nahm Hut und Tuch, auch Stiller machte sich zum Gehen bereit und Beide warteten nur noch auf Mariens Wiederkehr, als die Diakonissin eintrat, welche die Leidende täglich zweimal zu besuchen hatte, worauf jene sich nach einem herzlichen Lebewohl entfernten und Mariens zurückgelassene Bekleidungssachen mitnahmen. Sie begegneten ihr bereits im Flurgange, reichten ihr nach kurzer Erklärung Hut und Mäntelchen und verließen zusammen das Haus.

Auf der Straße war es heller, als sie in dem dunklen Stübchen drunten vermuthet hatten, aber es lag noch ein

weiter Weg vor ihnen. Die Geschwister nahmen Anna zwischen sich und Stiller bot ihr den Arm, auf den sie mit schüchternem Erröthen ihre kleine Hand legte. Er war darüber so glücklich, daß er den Boden unter den Füßen nicht fühlte und lange in seligem Schweigen dahinging. Als Marie aber wegen der vielen Begegnenden einen Schritt hinter ihnen zurückblieb, flüsterte er Anna zu, daß er sie heute nicht zum ersten Male gesehen, daß er jedesmal im Orchester gespielt habe, wenn sie mitgetanzt, und daß er sie unter tausenden sogleich wieder erkannt haben würde, weßhalb ihm sei, als wären sie schon alte Bekannte. Sie könne, erwiderte sie, vor den blendenden Gaslichtern im Proscenium Niemand im Orchester erkennen, sonst hätte sie ihn sicherlich auch wieder erkannt. Und so war ein Gespräch unter ihnen eröffnet, in welchem sie sich lange von den gleichgültigsten Dingen unterhielten und sich doch dabei die wunderbarsten Geheimnisse mittheilten, über die sie Himmel und Erde vergaßen. Viel zu früh kamen sie vor Stiller's Wohnung an, und wären in der Dämmerung daran vorüber gegangen, wenn Marie sie nicht angerufen hätte.

Droben gingen sie zuerst zu dem alten Paare, dem Anna vorgestellt wurde. Der greise Papa hatte nicht vergessen, daß ihm die Weihnachtsbescherung wiederholt auf den Abend angekündigt worden war, und als Anna im Licht der bereits angezündeten Lampe vor ihn trat, belebte sich sein Blick, sein ganzes Gesicht, und er sagte: „Ah, da ist der Christengel! Nun bringt mich hinaus,

daß er es anrichte. O, schöner Christengel! Aber erst singt: Vom Himmel hoch, da komm ich her." Er selbst begann mit seiner altersgebrochenen Stimme das Lied zu singen, Stiller fiel sogleich mit ein, dann auch seine Schwester; die alte Frau schlug das Gesangbuch auf, und sie und Anna sangen ebenfalls mit. Der Greis hatte bald aufgehört mitzusingen. Er schien sich nach Anna umzusehen, die sich, beschämt von seinen ersten Worten, zurückgezogen hatte. Nachdem sie mehre Strophen gesungen, gab Stiller das Zeichen zum Aufhören, zündete ein Licht an, und brachte den Alten mit Hülfe der Frau in die Kammer.

Alle hatte in der That ein Weihnachtsgefühl ergriffen, das sich noch steigerte, als Christian nun mit den beiden Mädchen den Weihnachtstisch neben dem Sitze des Greises herrichtete, den schon aufgeputzten kleinen Tannenbaum darauf stellte, die geschnitzten Thiere darunter vertheilte und die Lichter des Bäumchens anzündete. So hatten alle Drei seit vielen Jahren keinen wirklichen Christabend mehr erlebt. Sie fühlten sich seltsam bewegt, am meisten Stiller und Anna, denen es war, als hätten sie selbst heute ein unermeßlich reiches Weihnachtsgeschenk erhalten.

Nun wurde der alte Papa wieder hereingeholt. Er jauchzte laut, als er den Lichterbaum und den Tisch erblickte, und es war, als schaue durch seine runzligen Züge ein fröhlich lachendes Kindergesicht hindurch. Man setzte ihn in seinen Stuhl und rückte ihm den Tisch näher. Er schien sich an dem Anblicke des bunt behangenen

Baumes und der Lichter nicht ersättigen zu können, und wiederholte mehrmals seinen Freudenausruf. Dann faltete er die Hände und bewegte leise die Lippen. Die Andern standen schweigend im Kreise umher, und Stiller flüsterte Anna zu, die neben ihm stand: „Was mag im tiefsten Innern jetzt durch diese Seele gehen?"

Bald darnach sah sich der Alte im Kreise um und reichte seiner Frau die Hand, indem er sagte: „Nun will ich auch recht artig sein und nicht mehr schimpfen". Dann fiel sein Blick auf Anna. Ein freundliches Lächeln verbreitete sich über sein Gesicht, er nickte ihr zu und wandte sich zu dem Baume, um mit der zitternden Hand ein Stück Zuckerwerk davon zu nehmen. Es fiel ihm durch die Finger auf den Tisch, und nun erst sah er all die geschnitzten Thiere, die da standen. Abermals jauchzte er auf und schien von diesem Augenblicke für nichts anderes mehr Sinn zu haben, nur daß er Anna winkte, und sagte: „Komm, kleines Mädchen, wollen spielen!" worauf sie sich zu ihm an den Tisch setzte und mit der lieblichsten Natürlichkeit wie ein Kind mit dem alten, alten Kinde spielte. Die Geschwister sahen zu. Die Frau war hinaus gegangen.

Holzdörfer hatte mehrmals erwähnt, daß es bei seinen Eltern Sitte gewesen sei, am Christabend Chokolade mit Kuchen zu genießen. Seine Frau hatte für Beides gesorgt, für die Gäste noch mehr hinzugethan, und brachte es nun herein. Dann theilte sie Allen davon aus, zuletzt ihrem Manne. Als dieser aber davon ge-

kostet, schien ihn eine eigenthümliche Bewegung zu ergreifen. Er lehnte sich vor und blickte mit weitgeöffneten Augen im Zimmer umher nach allen Seiten. Suchte er den Vater, die Mutter, die Geschwister, die längst begrabenen? Wer weiß es! Er seufzte, schüttelte den Kopf und eine Thräne rollte ihm über die Wange. Langsam, und noch oft umherblickend, trank er die Tasse aus und aß den Kuchen, während die herabgebrannten Lichter des Weihnachtsbaumes allmählich erloschen, und sank dann zurück in seinen träumerisch stumpfen Zustand, nicht einmal bemerkend, wie sein Hündlein ihm auf den Schooß sprang, und sich dort in einem ähnlichen Zustande niederlegte.

Stiller trug den Baum hinaus, packte die Thiere in eine Schachtel und setzte sich zu den Uebrigen an einen andern Tisch. Es war noch eine köstliche Stunde für ihn — und nicht auch für Anna? Sie hatten wenig gesprochen, nur Frau Holzdörfer und Marie hatten sich Allerlei zu erzählen gehabt, und doch konnten sie es nicht glauben, daß es schon so spät sei, als Marie zum Aufbruch mahnte. Aber es war nicht anders. So machten sie sich denn bereit, die beiden Mädchen nahmen Abschied von der Frau und Stiller ging mit ihnen hinunter. Natürlich hatte er Anna wieder den Arm gegeben.

Unterwegs wurde verabredet, wann sie sich wieder treffen wollten, um wegen Anna's Rücktritt von der Bühne das Nöthige zu berathen. Der Weg zu Frau Rebhan war für Anna zu weit, und so kam man über-

ein, sich zu einer bestimmten Zeit bei Marie einzufinden. Auch versprach Marie, die neue Freundin gelegentlich zu besuchen, auch wohl einmal zu einem Spaziergange abzuholen. Sie hatten indessen deren Wohnung erreicht. Hier blieb Anna stehen, reichte Beiden die Hände und sagte: „Sie sind so lieb und gut, und ich bin Ihnen so dankbar. Noch niemals habe ich einen solchen Nachmittag und Abend gehabt. Verlassen Sie mich nicht! Vergessen Sie mich nicht! Tante Rebhan kann für mich nichts thun, und ich habe sonst Niemand, der es recht treu mit mir meint.“ Sie drückte Stillern die Hand, umarmte und küßte Marie auf das herzlichste, und verschwand dann rasch durch die Hausthür. Die Zurückbleibenden hatten aber Beide bemerkt, daß ihr in diesem Augenblicke die Thränen hervorbrachen.

Als Christian die Schwester nach ihrer Wohnung begleitete, sprach Keiner von beiden ein Wort. Nur beim Scheiden drückten sie sich lange die Hand, und jeder von ihnen wußte, was ihm der Andere damit hatte sagen wollen.

Isidor Löwe hatte sich bei Sturm auf elf Uhr Vormittags ansagen lassen. Sturm wußte, daß er ihm die angekauften Papiere bringen und mit ihm abrechnen wolle. Er hatte Herrn von Quist gebeten, dabei anwesend zu sein, denn er traute sich nicht Uebersicht und Klarheit genug zu, um allein Alles richtig zu beurtheilen. Gerade

in den letzten Tagen hatte er ein überaus zerstreuendes Leben geführt, jeden Abend mit Soupers und Trinkgelagen beschlossen, und er fühlte sich durchaus nicht in dem Zustande, ein Geschäft, dessen Wichtigkeit er doch einsah, auch nur insofern gehörig zu behandeln, als er ihm überhaupt gewachsen war.

„Liebster Freund,“ sagte Herr von Quist, „in solchen Dingen bin ich gegen Sie ein Ignorant. Unsereins zahlt seine Rechnungen, wenn er kann, quittirt über Geld, wenn er etwas bekommt, hält aber weder das Nachrechnen noch das Nachzählen für schicklich. Weshalb hätte ich mich denn auf so unnütze Kenntnisse legen sollen? In Dinge, die man nicht versteht, muß man sich nie einmischen. Man bringt nur Verwirrung hinein, oder macht sich lächerlich, und Beides ist geschmacklos.“

„Es dreht sich aber um mein ganzes Vermögen,“ bemerkte Sturm.

„Das Sie so mühselig erworben haben, ich weiß,“ versetzte Herr von Quist. „Nun, da ist es nicht mehr als anständig, daß Sie nach Beendigung des Geschäfts ein recht ausgewähltes Frühstück geben, und dafür lassen Sie mich sorgen. Ich werde sogleich mit unserm Restaurateur in Berathung treten, einige unserer Freunde dazu einladen, und dann Sie und Isidor Löwe erwarten. Wir müssen den Leuten zeigen, daß wir zu leben wissen.“

„Meinen Sie,“ fragte Sturm mit merklichem Unbehagen, „daß es der Anstand verlange?“

„Würde ich es sonst rathen?“ sagte Herr von Quist,

der bereits seinen Hut genommen hatte, seine wohlgenährte Gestalt hoch aufrichtete, und Sturm von oben herab ansah. „Würde ich auch nur darauf anspielen? Es ist merkwürdig, wie unsicher Sie in solchen Lebensfragen noch sind. Setzen Sie aber Zweifel in das Urtheil eines Cavaliers, wie ich bin, wollen Sie die Rolle, die Ihnen zukommt, ohne meinen Beistand übernehmen, so will ich sie Ihrem Genius überlassen."

„Nein, nein," sagte Sturm, „ordnen Sie alles an, was sein muß."

Herr von Quist legte zwei Finger in die Hand, die ihm Sturm entgegenstreckte, und entfernte sich.

Der Zurückbleibende, der bisher rauchend auf dem Sopha gelegen, sprang auf und ging unruhig in dem Zimmer umher. Er fühlte sich körperlich ebenso verstimmt als im Gemüth, ja in einzelnen Augenblicken kamen ihm alle die Formen und Interessen der Gesellschaft, für die er jetzt lebte und in die er sich unglaublich rasch eingelebt hatte, kamen ihm alle die Genüsse, die er einst so neidisch ersehnt und jetzt so reichlich genoß, unsäglich schaal und leer vor, und doch fühlte er sich in diesen Dingen gefangen, so drückend ihn auch ahnte, daß ihm etwas fehlte, das sie zu ersetzen nicht im Stande seien. Unmuthig und abgespannt trat er ans Fenster. Da fuhr ein Wagen vor, ein Diener stieg vom Bocke und nahm zwei große Packete heraus, und Isidor Löwe stieg aus dem Wagen, ein umfangreiches Portefeuille unter dem Arm. Der Anblick wirkte belebend und

spannend auf Sturm. Er trat an einen Seitentisch und trank ein Glas von dem Portwein, den sich Herr von Quist hatte bringen lassen. Er war im Begriff, ein zweites zu nehmen, aber schon trat Kehraus mit den beiden Packeten ein, die er auf einen Stuhl legte, und meldete Herrn Isidor Löwe, der ihm auf dem Fuße folgte.

Nach einigen begrüßenden Worten setzten sich beide, Isidor Löwe öffnete das Portefeuille und legte zuvörderst die Abrechnung mit dem Collecteur vor. Sturm konnte nichts dagegen sagen, obgleich er sich sehr unmuthig über die großen Abzüge äußerte. Sodann überreichte Isidor Löwe die Rechnung über seine Auslagen und Vorschüsse. Als Jener deren Betrag sah, sprang er empor. „Das kann nicht sein!" rief er.

„Bitte, Herr Sturm," sagte Isidor Löwe, „übereilen Sie sich nicht! Behalten Sie Platz! Bedenken Sie, daß damit auch Ihre ganze standesgemäße Ausstattung bezahlt ist, und daß Sie flott und nobel gelebt haben. Ich habe die Belege für jeden Ansatz. Wollen wir sie durchnehmen?"

Gewiß, das verlangte Sturm. Er setzte sich wieder und sie nahmen eine Zeitlang Punkt für Punkt durch. Zu seinem Verdruß fand Sturm keinen Anlaß zu irgend einer Einwendung und selbst die Zinsen waren oder schienen doch mäßig berechnet. Sonderbar; was ihn hätte befriedigen sollen, erregte nur seinen Unmuth. Die geschäftsmäßige Kälte, womit Isidor Löwe die ganze Angelegenheit behandelte, steigerte denselben noch mehr. Mit

verbissenem Ingrimm mußte er endlich die Richtigkeit der ganzen Rechnung anerkennen.

Und nicht anders war's bei der Schlußabrechnung, nach welcher ihm immerhin noch ein sehr beträchtlicher Kapitalbesitz, jedoch bei weitem weniger verblieb, als worauf er gerechnet hatte. In die beigefügte Rechnung über die angekauften Staatspapiere wußte er sich nicht zu finden, aber theils aus Aerger, theils um sich keine Blöße zu geben, theils um großartig zu erscheinen, warf er nur einige Blicke darauf und erkannte sie ebenfalls an. Ueber das Alles war er immer reizbarer geworden, und als Isidor Löwe nun die in den beiden Packeten enthaltenen Papiere übergab, hoffte er ihn dadurch zu kränken, daß er dieselben mit der pünktlichsten Genauigkeit nachzählte. Der geübte Geschäftsmann, der dies natürlich ganz in der Ordnung fand, blieb dabei ganz ruhig, suchte ihm sogar dienstfertig dabei nachzuhelfen, und alles fand sich vollzählig vor. Zum Schluß mußte Sturm eine Empfangsbescheinigung, welche zugleich eine vollständige Entlastung Isidor Löwe's enthielt, unterzeichnen.

„So!" sagte Löwe. „Das Geschäft ist beendigt. Und nun lassen Sie mich noch als Freund reden. Hier habe ich ein Zettelchen für Sie, woraus Sie sehen können, wie hoch sich Ihre jährlichen Einnahmen belaufen. Wenn sie doppelt so hoch wären, so könnten Sie fortleben, wie Sie bisher gelebt haben. So aber werden Sie sich einschränken müssen. Ich rede als Freund, wie ich auch als Freund an Ihnen gehandelt habe."

So tiefen Eindruck die Bemerkung Isidor Löwe's auch auf Sturm machte, so diente sie jetzt doch nur dazu, seinen Verdruß zu entfesseln. Er riß den Zettel mit Heftigkeit an sich und sagte: „Wie ich mich einrichte, ist meine Sache. Ich brauche darüber keine Belehrung. Was die mir erwiesene Freundschaft betrifft, so haben Sie sich diese bei Heller und Pfennig berechnet, und ich müßte sehr irren, wenn Sie damit nicht Ihre Taschen mehr als reichlich gefüllt hätten."

„Herr Sturm," sagte Isidor Löwe mit kalter Ruhe, „wollen Sie mich beleidigen?"

„Ich sage, was ich von Ihnen denke," erwiderte Sturm. „Finden Sie darin eine Beleidigung, so machen Sie es mit sich selbst aus. Wenn ich aber behaupte, daß die Freundschaft von Ihresgleichen genau so weit reicht, als sie Ihnen einen wucherlichen Gewinn eintragen kann, so sage ich Ihnen damit gewiß nichts Neues."

Er wurde immer heftiger und verletzender, je weniger Isidor Löwe, der eine solche Auflösung ihrer Verbindung innerlich bewillkommte, seinen unerschütterlichen Gleichmuth verlor. Endlich sagte dieser nach einigen der stärksten Ausfälle Sturm's: „Wäre es nicht um diese Tageszeit, Herr Sturm, so würde ich Sie nicht für nüchtern halten. Aus Ihren Reden aber glaube ich schließen zu müssen, daß unsere Geschäftsverbindung hiermit zu Ende sein soll."

„Das soll sie!" rief Sturm. „Sie haben sich bezahlt gemacht; wie? das mag Ihnen Ihr Gewissen sagen. Ich

habe erhalten, was Sie doch nicht einsacken konnten, will mich aber ferner nicht rupfen lassen. Wir sind geschiedene Leute."

„Wohlan!" sagte Isidor Löwe jetzt mit zischendem Flüstern und feindseligem Blick. „Ich werde Sie nicht wieder belästigen, und hüten Sie sich ja, mir in den Weg zu kommen, oder vor Anderen meinen Credit oder meine Ehre zu beschädigen. Ich könnte es Ihnen heimzahlen und würde es thun. Wenn Sie Beleidigungen auf Beleidigungen häufen, nur weil ich Ihnen die Wahrheit sage, daß Sie sich einschränken müssen, wenn Sie Ihre Einkünfte nicht verdoppeln können, so hat ein solches Betragen zu sehr die Art Ihrer gemeinen Vergangenheit, um mir einen ferneren Verkehr mit Ihnen zu gestatten. Fahren Sie hin!"

Er setzte seinen Hut auf und verließ, das Portefeuille unter dem Arm und ohne sich noch einmal umzusehen, das Zimmer.

Sturm's erste Regung war, ihm nachzueilen und ihn zu Boden zu schlagen. Es kostete ihm Mühe, sich zu überwinden. Aber ein anderer Gedanke schreckte ihn davon zurück. Nicht ohne Grund hatte Isidor Löwe ihn an seine Vergangenheit erinnert. Konnte er sich vor den neugewonnenen Freunden und Bekannten noch sehen lassen, wenn der Beleidigte aus Rache ihnen verrieth, wie es mit seiner Herkunft, seinem Geldgewinn, wie es mit der californischen Lüge sich verhalte, die er selbst, obwohl er sie nicht erfunden, doch stets mit einer ge-

wissen anmaßlichen Eitelkeit überall bestätigt und aufrecht erhalten hatte? Seine ganze mit Herrn von Quist's Hülfe errungene Stellung stand auf dem Spiele. Und was würde dieser erst sagen, vielleicht thun, wenn ihm alles und auch dieser letzte Vorgang bekannt würde? In dem allen fühlte er sich mit einer Art Entsetzen in der Gewalt des Mannes, den er sich zum Gegner gemacht hatte. Andere Gedanken kamen hinzu. Wenn er überzeugt war, wie er es war, daß jener das Geschäft zu seinem Nachtheile widerrechtlich ausgebeutet, warum hatte er dann den Schein unterschrieben? Und nun sollte er sich gar einschränken? Nun, da er das Leben erst recht zu genießen gedacht?

Wild und verstört ging er in dem Zimmer umher und trat dann an den Tisch, auf dem die verschiedenen Rechnungen und Papiere lagen. Mit welchen Erwartungen, mit welcher Sehnsucht hatte er diesem Tage entgegengesehen! Wie voll Glück und Glanz hatte er ihn sich gedacht! Wie sorgenfrei und jubelnd hatte er ihn feiern wollen! Und was war nun aus alledem geworden? Er warf sich auf das Sopha und bedeckte die Augen mit der Hand.

Da ward angeklopft und Herr von Quist trat herein. Sturm richtete sich auf und suchte seiner Gefühle Herr zu werden. „Nun, Sie glücklicher Kapitalist und Rentier," sagte der Eintretende mit seiner gewohnten Heiterkeit, „der gestrige Abend und die heutige Konferenz scheinen Sie etwas angegriffen zu haben; aber das Früh-

stück, das nur noch auf uns wartet, soll die bösen Geister schon austreiben. Isidor Löwe kann dabei nicht erscheinen. Ich habe ihn soeben gesprochen, er sagte mir, daß er eine dringende Abhaltung habe, und bat mich, ihn zu entschuldigen. Auch erzählte er mir, er habe eine kleine Differenz mit Ihnen gehabt; er habe Ihnen gerathen, sich einzuschränken, so lange Sie Ihre Einkünfte nicht verdoppeln könnten, Sie hätten ihm diese Belehrung, die ich auch sehr unschicklich finde, übel genommen und würden Ihre Geldgeschäfte künftig bei einem anderen Hause machen. Wenn dem so ist, so kann man es nur beklagen."

„Allerdings ist dem so," sagte Sturm. Er war verwundert, daß die Sache sowohl von Isidor Löwe als von Herrn von Quist so läßlich angesehen werde, und bemerkte, daß Jener sehr herbe Dinge zu hören bekommen habe.

„Das hätte ich nicht geglaubt," sagte Herr von Quist. „Freilich wissen Leute seiner Art ihrem Groll immer eine sammetweiche Hülle zu geben, ehe sie ihn auslassen. Vielleicht hat er über sein Verfahren mit Ihrem californischen Gelde selbst die nähere Prüfung zu scheuen. Ich verstehe mich nicht auf dergleichen, wie Sie wissen; aber ich vermuthe, daß er Ihre Gelder recht wohl hätte so anlegen können, daß wir uns nicht einzuschränken brauchten."

„Meinen Sie?" versetzte Sturm.

„Nun, ich verstehe es nicht," antwortete Herr von Quist. „Wenn wir aber auch morgen unsere Einschrän-

kungen in allem Ernst beginnen wollen, so darf dies doch heute an dem ersten Tage Ihrer Unabhängigkeit noch nicht geschehen. Dieser Tag muß festlich begangen werden. Kommen Sie! Raffen Sie sich auf! Und vor allen Dingen bringen Sie diese Dokumente des Plutus unter sicheren Verschluß. Ich werde Ihnen helfen."

Damit näherte er sich dem Tische. Ehe er ihn jedoch erreichte, griff Sturm hastig die verschiedenen Berechnungen zusammen und schnürte sie so ein, daß von außen nur eine weiße Seite zu sehen war. Dann erst trugen sie sämmtliche Papiere in das Kabinet, wo Sturm sie sorgfältig einschloß.

War er wegen Isidor Löwe auch einigermaßen beruhigt, so war seine Stimmung doch keine bessere geworden, und am liebsten hätte er sich der Gesellschaft ganz entzogen, wenn er einen annehmbaren Grund dafür hätte vorbringen können. Auf eine Aeußerung in diesem Sinne erwiderte der Cavalier: „Wie Sie wollen. Aber mein Rath ist, bleiben Sie nicht weg, zeigen Sie dort auch keine Mißstimmung. Das eine wie das andere würde bei der Gesellschaft nur unliebsame Vermuthungen hervorrufen, diese würden die Neugier reizen, was man nicht erführe, würde man zu errathen suchen, und so werden zuletzt Geschichten erfunden, die schlimmer sind als die Wahrheit. Nehmen Sie sich zusammen, seien Sie heiter, meinethalb ausgelassen, und denken Sie heute nicht an das, was morgen sein wird; was überhaupt die beste Lebensweisheit ist."

Dem konnte Sturm nichts entgegensetzen, und nach einiger Veränderung in seiner Kleidung begaben Beide sich nach der Restauration, wo sie die eingeladenen Gäste bereits versammelt fanden. Man gratulirte, man setzte sich, aß und trank, brachte Trinksprüche aus auf Sturm, auf Herrn von Quist, auf jeden einzelnen der Gäste, und wurde beim Genusse der auserlesenen Getränke immer lustiger und aufgeregter. Sturm, dem es anfangs schwer geworden, die Ermahnungen seines Rathgebers zu befolgen, wurde von dem allgemeinen Wirbel fortgerissen, und obgleich ihn ein körperliches Unbehagen veranlaßte, dem Weine nur mäßig zuzusprechen, so vergaß er im Laufe des immer länger sich hinausziehenden Gelages doch Alles, was ihn vorher beunruhigt und verdrossen hatte. In dieser Stimmung hatte er ohne Bedenken den Vorschlag von Quist's genehmigt, noch ein angemessenes Spätmahl mit Ananasbowle folgen zu lassen, und man bereitete sich zu diesem Genusse schon durch den Genuß von Kaffee, Havannahcigarren und Sodawasser vor, als Sturm sich plötzlich überaus unwohl fühlte, so daß er vor Mattigkeit kaum aufrecht sitzen konnte und alle Farbe verlor. Er bemerkte, daß eine Stille entstand, daß alle Augen sich auf ihn richteten. Mühsam und schwankend erhob er sich, während Herr von Quist herbeieilte und ihn stützte. „Meine Herren," sagte er dann mit gebrochener Stimme, „ein Unwohlsein, das ich schon den ganzen Tag fühlte, kehrt heftiger zurück. Verzeihen Sie, daß ich mich entfernen muß. Lassen Sie

sich nicht stören. Herr von Quist wird meine Stelle vertreten."

Natürlich wollte Niemand bleiben, wollte der Cavalier ihn sofort begleiten, und natürlich blieben alle, Herr von Quist nicht ausgenommen, sobald Sturm auf sein Wort versichert hatte, daß er nur Ruhe und Schlaf bedürfe, um sich alsbald zu erholen. Kehraus, der am Tische mit aufgewartet hatte, wurde nach einem Wagen geschickt, der rasch zur Stelle war. Von Quist und einer der Gäste führten den Leidenden unter Geleit aller Uebrigen hinaus und halfen ihm in den Wagen, wo Kehraus sich zu ihm setzen mußte, und als er unter allseitigen Genesungswünschen davongefahren, kehrten alle munter und lachend zu ihrem Kaffee und Sodawasser zurück, um dann unter Herrn von Quist's Vorsitz noch einen sehr vergnügten Abend bei Genüssen aller Art zu verleben.

Während die Gesellschaft sich in jedem Sinne auf Sturm's Kosten lustig machte, lag dieser, von seinem stets ernsthaften Diener ausgekleidet und ins Bett geschafft, fiebernd und schlaflos in dem schwach erhellten Schlafzimmer. Schmerzen fühlte er nicht, nur eine große Mattigkeit, so daß er kein Glied zu rühren vermochte. Um so lebhafter drängten sich in seinem Innern Vorstellungen, Bilder, Erinnerungen aller Art, die er sich bisher aus dem Sinne geschlagen, die er auch jetzt gern verscheucht hätte, die sich aber stärker erwiesen als sein Wille, so daß er sie leiden mußte, er mochte wollen oder nicht. Seine ganze Vergangenheit, aber zerstückelt und

ineinander geschoben, schwebte ihm vorüber. Jetzt sah er sich im Kreise erhitzter Genossen, mit denen er Welt und Leben hatte umgestalten wollen; jetzt spielte er als Kind an der Schürze seiner frommen liebreichen Mutter; dann hörte er die arme kleine Frau Rebhan ihr Glück preisen, dann blickte ihn Mariens sanftes Auge vorwurfsvoll an, dann streifte er als Knabe mit anderen Knaben wild und hoffnungsbeflügelt im Freien umher. Alle guten und schlimmen Momente seines früheren Lebens mußte er wieder durchleben und immer mit dem nagenden, Hunger ähnlichen Gefühle, damals etwas besessen zu haben, was ihm jetzt versagt, was ihm jetzt mit allen Mitteln unerreichbar sei.

Und allerdings war dies der Fall. Wie der Leib der materiellen Nahrung, so bedarf die Seele einer Idealwelt, um sich daraus zu nähren, davon zu leben, um Liebe, Glauben und Hoffnung daraus zu sättigen. Nachdem Sturm Alles, was er davon besessen, den ganzen idealen Reichthum heiliger Ueberlieferung sich zerstört und von sich geworfen, hatte dessen Stelle doch immer noch das Ideal eingenommen, das er und seine Genossen sich von einer anzustrebenden glücklicheren und schöneren Zukunft der Volksgesellschaft, mehr oder weniger vernünftig, gemacht. In seinem jetzigen Glücksstande war ihm auch dies, wie er es aufgefaßt hatte, zerronnen; für Kunst und Wissenschaft hatte er keine Fühlfäden, und so blieb der hungernden Seele nichts ihrem Wesen Entsprechendes, nichts als der baare sinnliche Genuß, der ihr ewiges

Sehnen auf Zeiten lang betäuben, aber nicht stillen konnte.

Er brachte eine unglückliche elende Nacht zu und erst gegen Morgen verfiel er in einen Schlaf, dessen Träume aber jene Bilder und Gefühle nur in gesteigerter Lebendigkeit wiederholten. Als er daraus erwachte, fühlte er sich wie zerschlagen und beschloß, wenn er auch nicht gerade krank sei, doch diesen und den folgenden Tag einsam zu Hause abzuwarten. Das sagte er auch Herrn von Quist, als dieser auf einen Augenblick hereintrat, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Der Cavalier beurlaubte sich mit Vergnügen auf ein paar Tage von seinem Zögling, um einmal wieder allerlei andere Gesellschaft aufzusuchen, empfahl ihm, sich wohl zu pflegen, und entfernte sich mit dem Wunsche, ihn übermorgen gesund und fröhlich wiederzusehen.

Sturm verbrachte den Tag, nachdem er aufgestanden, größtentheils im Schlummer oder Halbschlummer auf seinem Sopha; immer aber kehrten seine Gedanken in die früheren Tage zurück, und namentlich konnte er sich die Erinnerung an Marie gar nicht aus dem Sinne bringen. Lange beschäftigte ihn der Wunsch, ihr irgend ein Geschenk, einen werthvollen Gegenstand oder auch Geld zukommen zu lassen; aber er sagte sich, daß sie es nicht annehmen werde. Er gedachte ihres guten treuen Wesens, und es war ihm innig leid, nicht daß er sie verlassen habe, sondern daß er sie, wie er sagte, habe verlassen müssen. Um seinen weicheren Gefühlen einiger-

maßen zu genügen, siegelte er für Frau Rebhan einige Goldstücke ein, versah sie mit deren Adresse unter Beifügung der Worte: „Von dem abwesenden L. St." und trug Kehraus auf, sie insgeheim aber sicher durch einen Dritten befördern zu lassen.

Ihn ahnte nicht, daß die Alte mit einem tiefen Seufzer über ihn sie nur zu den übrigen Goldstücken, die sie in ihrem Verwahrsam hatte, legen würde, ohne bei all ihrer Armuth den geringsten Gebrauch davon zu machen.

In der folgenden Nacht hatte er einen ruhigen stärkenden Schlaf, der ihn ziemlich wiederherstellte, so daß er nur noch etwas blaß aussah. Er hatte am Morgen das Blatt hervorgeholt, auf welchem seine angekauften Papiere und deren Erträgnisse summarisch verzeichnet waren, und betrachtete es bei seinem verspäteten Morgenkaffee in niedergeschlagener Stimmung, als Kehraus einen grauhaarigen Mann mit einem Buckel anmeldete, der, um seinen Namen befragt, erwidert habe, dieser thue nichts zur Sache, da er in Geldgeschäften komme.

Sturm besann sich einen Augenblick. „Er möge eintreten," sagte er dann. Kehraus ging und der Bucklige trat mit einer tiefen Verbeugung herein.

„Der Herr Baron verzeihen," begann er, „daß ich meine geringen Dienste anbiete. Ich höre, der Herr Baron wollen ein bedeutendes Kapital sicher und zu hohen Zinsen anlegen — wahrscheinlich eine Erbschaft. Ich besorge dergleichen für viele hohe Herrschaften, die der

Herr Baron wohl kennen werden. Man sagte zwar, Sie verhandelten schon mit Isidor Löwe; aber das hoffe ich nicht, um des Herrn Barons willen, nicht um meinetwillen."

„Wie so?" fragte Sturm. „Warum hoffen Sie das nicht?"

„Herr Baron, ich habe um Ihr Vertrauen gebeten, darum haben Sie ein Recht auf mein Vertrauen. Isidor Löwe ist ein Mann, der seinen Vortheil sucht, nicht den Vortheil seiner hohen Gönner. Das ist nicht reell, nicht solide, nicht — kurz, ich möchte nichts mit Isidor Löwe zu schaffen haben. Geben Sie ihm den Auftrag — was wird er thun? Wird er für den Herrn Baron sorgen? Für sich wird er sorgen. Wird er fragen, ob der Herr Baron eine recht hohe Jahresrente davon hat? Nein, er wird fragen, ob Isidor Löwe recht hohe Prozente dabei verdient."

„Meinen Sie, er verfahre nicht ehrlich?"

„Was heißt ehrlich? Er wird immer so verfahren, daß ihm kein Richter und Advokat in der ganzen Welt etwas anhaben kann; aber er wird immer so verfahren, daß er allein allen Vortheil hat. Nu, Herr Baron, man muß ja verdienen, aber man muß auch den möglichsten Vortheil der hohen Gönner im Auge haben. Vielleicht sind der Herr Baron an Isidor Löwe schon gebunden, dann will ich nicht zudringlich sein, aber ich bedaure es."

Er machte Miene, sich zu entfernen. Sturm winkte ihm, zu bleiben, überlegte ein wenig und reichte ihm dann

das Blatt mit der Uebersicht, indem er fragte, was er zu einer solchen Anlegung der Gelder sagen würde.

„Das ist ja Löwe's Hand!“ rief der Bucklige nach einem raschen Blick auf das Papier. „Nichts würd' ich — nämlich sagen dazu. Gott im Himmel! Sie könnten ja Ihre Einkünfte verdoppeln. Was der Löwe für ein Mensch ist! Da habe ich einen alten Prospekt. Lesen Sie einmal, Herr Baron! Das Unternehmen ist versprechend. Und jetzt sind Verhältnisse eingetreten, wobei man die Aktien kann um den halben Preis kaufen. Na, Verhältnisse sind Verhältnisse, und man muß sie benutzen.“

Sturm las den Prospekt, der freilich sehr viel versprach. Der Bucklige, der so offen redete, Sturm's Argwohn gegen Isidor Löwe nur bestätigte und überdies ihn „Herr Baron“ nannte, hatte schnell sein Zutrauen gewonnen, und die Möglichkeit, seine Einkünfte zu verdoppeln und damit aller Einschränkung überhoben zu sein, erweckte in ihm eine brennende Begier nach den Aktien jenes Unternehmens, die ihn gegen alle Bedenken blind machte. Dazu kam seine völlige Unbekanntschaft mit dergleichen Geschäften, die ihn ganz in die Hände des schlauen Buckligen lieferte. Er gestand diesem, die bezeichneten Staatspapiere bereits erhalten zu haben, und fragte ihn, ob es nicht möglich sei, sie gegen Aktien jenes Unternehmens umzutauschen. Der Bucklige bat sich Papier und Bleistift aus und berechnete mit großer Geläufigkeit, wie viel Aktien er dann herbeischaffen müsse, und wie hoch deren Zinsertrag sein werde. Da er wahr-

nahm, wie die mitgetheilten Ergebnisse Sturm nur noch erhitzter auf den Umtausch machten, so zeigte er sich nun etwas schwieriger; aber Sturm drängte, es wurde lebhaft hin und her verhandelt, und endlich kam man überein, daß der Bucklige versuchen solle, die Aktien bis zum Nachmittage anzuschaffen und abzuliefern, wogegen Sturm ihm dann seine Papiere aushändigen solle. Darauf ging Jener.

Ueberaus zufrieden mit sich selbst und seinen neuen Aussichten, fühlte sich Sturm wieder wie auf der Höhe des Lebens. Insbesondere erfreute es ihn, erfahren zu haben, daß er die halbjährigen Zinsen der neuen Werthe schon in etwa acht Tagen werde erhalten können. Er hatte keine Ahnung davon, daß sie ihm bei Berechnung des Tauschgeschäfts schon in Abzug gebracht waren.

Am Nachmittage fand der Austausch statt, und der Krakauer, nach dessen Namen sich Sturm nicht einmal erkundigt hatte, ging mit den trefflichen sicheren Staatspapieren schmunzelnd davon.

Nicht lange darnach erfuhr Herr von Quist, der noch einmal nach seinem theuren Freunde sehen wollte, daß und warum man sich nicht einzuschränken brauche, und dann fuhren Beide fröhlich und lachend nach dem Theater.

Die großen öffentlichen Parkanlagen unweit der Stadt hatten ihre Blätter- und Blüthenfülle in den Strahlen der Frühlingssonne auf das reichste entfaltet, und thauige

Nächte sorgten dafür, sie frisch zu erhalten. Die Sperlinge lärmten in dem Laube der Bäume, namentlich in der Nähe der verschiedenen Gastwirthschaften, wo die Menschen schon im Freien aßen und tranken und wo manche Brosamen zu erwischen waren, während scheuere Vögel in dem einsameren Grün flöteten und zwitscherten. Und eben, wo dieses der Fall war, in stillen menschenleeren Nebenwegen gingen die beiden neuen Freundinnen, Marie Stiller und Anna Morgenstern, Arm in Arm spazieren. Sie hatten sich Beide einen freien Nachmittag zu schaffen gewußt, und auch Christian hatte sie begleiten wollen, war aber zu seinem großen Leidwesen durch eine außerordentliche Musikprobe verhindert worden. Marien war das nicht unangenehm. Mit ihres Bruders Empfindungen für die anmuthige Tänzerin bekannt, wünschte sie dieselbe genauer kennen zu lernen als dies in seiner Anwesenheit möglich war, um sich zu versichern, daß er sein Herz nicht auf ein unwürdiges Wesen gerichtet habe. Diese Absicht hatte sie auf dem Herwege gesprächiger gemacht, als sie sonst war, und sie hatte aus Anna manche kleine Erzählung, manche Aeußerung hervorgelockt, welche sie immer mehr überzeugten, daß die schöne blühende Erscheinung bei aller Heiterkeit und Frische auch ein liebevolles, ehrliches und unschuldiges Gemüth herberge. Sie waren unter diesen Gesprächen immer vertrauter mit einander geworden, und zuletzt hatte Marie versprochen, Anna ihre kleine Geschichte zu erzählen. Sie wollten dazu nur ein ruhiges einsames Plätzchen aufsuchen.

An der Grenze der baum= und buschreichen Anlagen, mitten auf einem Rasenplatze stand ein mächtiger alter Eichbaum, dessen breiter Stamm eine kleine, gegen das offen gelegene Land gerichtete Bank verdeckte. Dort hatte Marie in der vergangenen glücklichen Zeit oft mit dem Geliebten gesessen, sich mit ihm eine bescheidene zufriedene Zukunft ausgemalt, oder auch nur selig träumend über die Felder hinaus nach den fernen Dörfern, Thürmen, Wäldern und Höhenzügen und in das sanfte Blau des Himmels geblickt. Beide hatten die Bank ihre Bank, die Eiche ihre Eiche genannt und tausend Erinnerungen jener wonnigen Tage rauschten in den Zweigen des Baumes. Dahin führte Marie die jüngere Freundin und da erzählte sie ihr die Geschichte ihrer Liebe und ihres Leides.

Unter denen, welche den herrlichen Frühlingstag in dem grünenden Park genießen wollten, befanden sich auch Sturm und Herr von Quist. Eigentlich hatte der Letztere seinen Freund hinausgetrieben. Sturm's Befinden war noch immer nicht befriedigend. Sein kräftiger Körper, von jeher an rüstige, oft ermüdende Thätigkeit gewöhnt, hätte Anstrengungen und Strapazen leichter ertragen, als dies weiche üppige Genußleben, das auch kein Gegengewicht mehr fand in den Uebungen des Tanzens, Fechtens und Reitens, da er sich diese Künste sehr rasch in genügendem Maße angeeignet hatte. Er hatte weder Schmerzen noch Fieber, noch irgend ein bestimmtes Krankheitssymptom, aber er fühlte sich

erschlafft und gedrückt, und obgleich die Hauptursache seines Mißmuthes durch die Vermehrung seiner Einkünfte hinweggeräumt war, so konnte er doch die vorige Heiterkeit nicht wiederfinden und seine Stimmung blieb düster und unbehaglich. Mit Widerstreben hatte er sich der Aufforderung von Quist's zu dieser Ausfahrt gefügt, und als sie an der Hauptwirthschaft vom Wagen stiegen, als er die unter den Bäumen versammelte Menschenmenge sah und eine Gesellschaft von Bekannten sie sogleich an ihren Tisch einlud, fühlte er sich von dem allgemeinen munteren Treiben so abgestoßen, daß er seinen Begleiter ersuchte, einstweilen nur einen Platz für ihn aufzubewahren und bei der Gesellschaft zurückzubleiben, da er selber erst einen Spaziergang durch die Anlagen machen wolle. Auch entfernte er sich nach einer flüchtigen Begrüßung der Andern sofort, einsamere Umgebung und Seitenwege aufsuchend.

In dieser Einsamkeit wurde seine Stimmung zwar nicht heiterer, aber milder und weicher. Die stillen Wege erinnerten ihn an die Zeit, da er sie nicht allein durchschritten, da er an der Seite eines liebreichen treuen Wesens ein Vollglück genossen, wie es ihm keine spätere Stunde, auch nicht die seines großen Gewinnes, gewährt hatte. Er dachte nicht an das, was sich allmählich zwischen ihn und Marie gedrängt, er würde auch jetzt noch ihr die größere Schuld daran beigemessen haben; er dachte nicht an seine letzte Erklärung gegen sie, auch jetzt noch würde sie ihm nothwendig gedünkt haben.

Er dachte nur jener seligen ersten Zeiten und wie sie unwiederbringlich dahin seien.

Diese Erinnerungen zogen ihn auch nach und nach zu jenem Platze, an welchem die beiden Mädchen saßen, deren Anblick ihm der dicke Baumstamm entzog. Schon war er über den weichen Rasen bis dicht an die Eiche gelangt und wollte eben um diese herumbiegen, als er den Saum eines weiblichen Kleides erblickte, eine frische klangreiche Stimme deutlich reden, ja seinen Namen nennen hörte. Staunend erschrocken blieb er stehen und hörte, wie die Stimme sagte: „Nein, es ist schändlich und bleibt schändlich, wenn du es auch nicht zugiebst".

Und eine andere sanfte und feste Stimme — Sturm erkannte sie und würde sich vielleicht rasch abgewendet haben, hätte er sie anderswo gehört, aber heute und an diesem Platze traf sie ihn wie ein Pfeil in die Brust und bannte ihn fest an seine Stelle — die wohlbekannte Stimme sagte: „Ach, liebe Anna, ich weiß ja auch, daß er nicht so gehandelt hätte, wenn ihn nicht vorher schon böse Einflüsse, die ich nicht abwehren konnte, verwirrt und verwandelt hätten. Und doch hätte er es gewiß nicht gethan, wenn er gewußt und geglaubt hätte, daß er damit mein ganzes Lebensglück in dieser Welt für immer zu Grunde richtete. Ueberwinden kann ich das nicht, aber ich muß es tragen. Auch ist er wohl nicht zu rechtfertigen, aber doch zu entschuldigen."

„Du bist mir zu lieb geworden, Marie," sagte die andre Stimme, „du bist zu gut und brav, als daß ich

einen Treubruch an dir entschuldigen könnte. Treue in allen Dingen ist ja das Beste, was ein Mensch hat, und darum ist Untreue auch das Schlechteste. Wie kann er mit einem Treubruch im Gewissen nur zum hellen Himmel, nur zu andern Menschen die Augen aufschlagen? wie sich nur eine einzige Stunde glücklich fühlen?"

„Ja," sagte Marie, „darum kommt zu meinem eigenen Leid eben noch das größere Leid um Ludwig selbst. Daß er sich von mir geschieden, das war der Untergang aller Hoffnungen, die für ihn noch in mir lebendig waren. Wäre ich seine Frau geworden, o ich weiß es, er wäre nach und nach von all seinen Irrwegen zurückgekommen, er wäre wieder zufrieden, wieder glücklich geworden. Und noch, liebe Anna, – könnte ich ihn wieder zu dem machen, der er einst war, könnte ich ihm das Glück wiederschaffen, das einst in seinem Herzen wohnte, ich selbst wollte gern auf ihn verzichten, wollte ihn nie wiedersehen, wenn das die Bedingung wäre."

„O Marie, dann liebst du ihn noch!" versetzte die fremde Stimme.

„Hätte ich sonst diesen Schmerz um ihn?" erwiderte Marie. „Und meinst du, daß man jemals wahrhaft liebe, wenn die Liebe aufhören kann?"

Es entstand eine Pause und dann sagte die andre Stimme mit großer Lebhaftigkeit: „Nein, du hast Recht, wahre Liebe ist immer treu. Sie kann nicht anders. Sie schenkt die Treue umsonst."

„Nun, liebe Anna," begann Marie nach einer aber-

maligen Pause, „du kennst jetzt mein geheimes, o so schweres Leid, aber du weißt nun auch und hast gesehen, wie es mein Herz zerschneidet, davon zu reden. Wir wollen es nicht wieder thun, schon darum nicht, um von Ludwig nichts Schlimmes hören oder sagen zu müssen. Mein stiller Schmerz ist mir ein heimlicher Schatz, in welchem ich ihn noch immer so besitze, wie er einst war, fromm und gut, zufrieden und glücklich. Und nun laß uns dort hinaus und durch die Felder nach der Stadt zurückgehen."

Sturm hörte dann noch das leise Rauschen von Kleidern und dann ward alles still. Er war gerührt, ja erschüttert von dem, was er vernommen, und es traten ihm Thränen in die Augen. Erkannte er den Werth des Herzens, das er so leichtfertig aufgegeben hatte? Nein, er fühlte ihn kaum, er ahnte ihn höchstens. Aber er hätte Marie umarmen und sie küssen und ihr danken mögen für die Liebe und Treue und die Schonung, mit der sie von ihm gesprochen. Denn nun erst fühlte er, was er an ihr gethan, wie unheilbar er sie durch seinen Treubruch verletzt habe.

Es war mehr der Widerstreit dieser Gefühle als die Absicht, sich länger verborgen zu halten, was ihn so fest hielt, daß er erst nach einigen Minuten hinter dem Baume hervortrat. Die kleine Bank war leer und in der Ferne gingen zwei weibliche Gestalten den Feldweg hinaus. In der größeren von beiden glaubte er Marie zu erkennen. Er ließ sich nieder, wo sie gesessen, blickte ihr nach, und

ein schmerzliches Mitleid ergriff ihn. Dennoch reute ihn nicht, was er gethan, und keinen Augenblick kam es ihm in den Sinn, das Geschehene wieder gut zu machen. Statt dessen regte sich immer stärker ein tiefer Groll in seinem Innern darüber, daß Marie nicht auch aus den höheren Ständen sei, denen er jetzt anzugehören glaubte, in denen er sich schon heimisch fühlte. Er fühlte das Widersprechende, das Thörichte nicht, das in diesem Verlangen lag, aber indem er ergrimmt emporblickte, fand der Unglückliche in dem unendlichen Himmel, in der ganzen weiten Welt nicht einmal für seinen Groll eine Macht, mit der er hätte zürnen, die er hätte anklagen können. Er schaute wieder in das Feld hinaus. Die beiden Gestalten waren verschwunden, und es wurde ihm unerträglich, länger allein zu sein. Mit einer heftigen Bewegung stand er auf, um zu der Gesellschaft zurückzukehren.

Er hatte hierzu einen andern, ziemlich engen und versteckten Weg eingeschlagen, dessen Krümmung ihn plötzlich dicht vor fünf zusammenstehende Leute führte, in denen er Arbeiter und zu seinem Schrecken frühere Parteigenossen erkannte. Er suchte sich rasch zu fassen und mit der Miene eines Fremden durch sie hin weiterzugehen. Wäre er gleichgültig und ruhig vorüber geschritten, so würden sie ihn schwerlich erkannt haben, aber sein Stocken, seine Blicke hatten ihn fast schon verrathen, und als Einer ihn bei Namen rief und er sich unwillkürlich darnach umwandte, zweifelten sie nicht mehr, wen sie vor sich hätten.

Wie auf Verabredung umringten sie ihn und hinderten ihn am Fortgehen. Nun warf auch er sich in eine feste Haltung, sah sich im Kreise um und sagte: „Gut! ihr habt mich erkannt, und wißt vielleicht, oder wenn ihr es nicht wißt, so sage ich es euch, daß ich in eine gute Lage gekommen bin und meinen vorigen Stand verlassen habe. Was wollt ihr noch von mir?"

„Deine Pflicht, Sturm!" rief ein finsterer blasser Mann mit glühend bohrendem Blick. „Wenn du zu Gelde gekommen bist, und das bist du, man sieht es dir an — giebt dir das ein Recht, von uns davon zu schleichen wie der Fuchs vom Hühnerstalle? Haben wir deßhalb keine Ansprüche mehr an dich?"

„Recht, Biel!" rief ein blonder junger Mann mit weit hervortretenden dummen blauen Augen. „Sein Geld gehört uns Allen. Er muß mit uns theilen. Das habe ich selbst von ihm gelernt."

„Halt's Maul, Pfäffinger!" sagte der Finstere. „Das sind communistische Schwindeleien. Wir haben die Arbeit eingestellt, Sturm, weil uns die Lohnerhöhung von fünfundzwanzig Prozent verweigert ist. Wir haben Geld nöthig für die Streikkasse. Du mußt zahlen."

„Ich muß?" rief Sturm. „Wer sagt, daß ich muß?"

„Wir Alle!" riefen die Arbeiter.

Er sah sie verächtlich an und sagte: „Ihr seid Fünf gegen Einen, aber ihr kennt mich und glaubt schwerlich, daß ich mich fürchte. Wenn ich freiwillig zu eurem Zweck etwas schenke, so thue ich es aus alter Bekannt-

schaft, aber nicht, weil ich ferner etwas mit euch gemein haben will, oder weil ich eure thörichten Meinungen und Absichten noch billige; am wenigsten weil ich muß."

„Sturm, du bist ein Schurke und Abtrünniger," schrie der Finstere.

„Haut ihn!" rief eine rohe Stimme hinter ihm.

Sturm war mit solchen Scenen bekannt und wußte, was es galt, als der finstere Mensch vor ihm die geballte Faust erhob und er sich von hinten zugleich am Rockkragen gepackt fühlte. Grimm und Leidenschaft ersetzten ihm die geschwächte Kraft. Mit einem Ruck riß er sich von der Hand des Hintermannes los, schlug den wenig kräftigen Gegner vor sich zu Boden, sprang über ihn weg, warf einen Andern, der ihn packen wollte, mit heftigem Stoße seitwärts in das Gebüsch, und war in den vielgekrümmten Wegen den rauflustigen Menschen eher verschwunden, als sie sich zu seiner Verfolgung aufmachten.

Als er in die Nähe der Gastwirthschaft kam, wo er sich sicher fühlen durfte, ging er langsamer, entfernte die Spuren der Rauferei an seiner Kleidung und bedachte seine Lage, die durch seine Erkennung von Seiten der ehemaligen Genossen sich wesentlich verändert hatte. Er sah ein, daß er sich nicht der Gefahr aussetzen dürfe, in Gegenwart seiner vornehmen Freunde von einem rohen schmutzigen Arbeiter unvermuthet als Bruder und Genosse angeredet zu werden. Er faßte danach seine Entschlüsse

und trat dann beruhigter zu der Gesellschaft, der sich Herr von Quist angeschlossen hatte.

Dort war eine lebhafte Unterhaltung im Gange. Ein junger Graf Rumpstein, ein reicher, eitler, ausschweifender Mensch, der mit von der Partie war, wurde wegen seiner plötzlich erwachten Leidenschaft für eine junge Ballettänzerin lebhaft geneckt. Herr von Quist behauptete, dem Grafen anzusehen, daß er bereits eine phantastische Entführung vorbereitet habe, die der ganzen Hauptstadt demnächst den ergötzlichsten Gesprächsgegenstand bieten werde. Ein Anderer sagte, er habe auf der Bühne den Grafen erkannt, der sich als Statist verkleidet gehabt, um sich seiner Göttin nähern und erklären zu können. Ein Dritter meinte, bei der feurigen Liebe des Grafen und seiner weltbekannten strengen Tugend werde er sie ohne Zweifel zur Gräfin machen; wogegen ein Vierter wetten wollte, daß der Graf bereits seine vergnügten Abende bei ihr genossen habe. „Schweigt nur!" rief der Graf lachend. „Ich weiß noch nicht einmal, wo das reizende Geschöpfchen wohnt und wie es heißt, und habe erst meinen Kammerdiener, meinen Spürhund, darnach auf die Jagd geschickt."

Sturm achtete auf diese Gespräche nicht, und da er sich nicht hineinmischte, achtete auch Niemand auf ihn. Er nahm schweigend einige Erfrischungen und ersuchte von Quist dann, mit ihm nach Hause zu fahren. Sie empfahlen sich, gingen zu dem Wagen und Sturm befahl dem Kutscher, das Verdeck zu schließen.

„Bei diesem Wetter?“ fragte Herr von Quist.

Sturm erwiderte, ihn fröstle ein wenig, und der Kutscher befolgte das Geheiß.

Unterwegs drückte sich Sturm in die Ecke, als wolle er nicht gesehen sein, was ein ahnungsvolles Lächeln auf dem behäbigen Gesichte seines Begleiters hervorrief, und sie waren schon eine beträchtliche Strecke gefahren, als Sturm wie aus einem Traume erwachend sagte: „Vor einiger Zeit schlugen Sie eine Reise vor und einen Sommeraufenthalt in — in —“

„Ganz recht, in Wiesbaden,“ fiel Herr von Quist ein.

„Gut,“ fuhr Sturm fort, „Sie werden wissen, wo es am besten für uns ist. Ich bin bereit dazu, und zwar je eher, je lieber. Morgen kann ich meine halbjährigen Renten vereinnahmen, übermorgen meine Angelegenheiten ordnen, Kehraus besorgt das Packen, und den Tag darauf können wir abreisen. Finden Sie dabei etwas zu erinnern?“

Da Herr von Quist diesen Plan durchaus angemessen fand, so wurde sofort alles Nöthige besprochen und verabredet, und als sie heimgekommen, Kehraus beauftragt, die erforderlichen Koffer, Taschen und sonstigen Reisebedürfnisse anzukaufen.

Am folgenden Tage sah sich Sturm im Besitze einer sehr beträchtlichen Summe. Seine Papiere wurden bei einer öffentlichen Anstalt sicher hinterlegt. Alles Andere wurde ohne Hinderniß erledigt, und am dritten Tage führte die Eisenbahn Sturm, den Cavalier und auch Kehraus in brausendem Fluge davon.

Der Frühling neigte sich dem Sommer zu. Seit Jahren war diese Zeit nicht so lieblich gewesen. Auch wer die blühenden Gärten, die üppig grünenden Felder und Wälder in den Umgebungen der Hauptstadt nicht besuchen konnte, athmete den köstlichen Duft, den die lind wehenden Lüfte von draußen hereintrugen. Ward einmal ein Tag zu heiß, so kam ein schnell vorüberrollendes nächtliches Gewitter, um die Erde zu tränken und dem folgenden Tage eine angenehme Kühle zurückzulassen. Dann war der Himmel wieder heiter, aber in dem prächtigen Blau schwammen weiße Wölkchen dahin, die sich erzeugten und verzehrten und ihre Gestalten wandelten, als wären es lebendige Wesen. Selbst der alte Holzdörfer konnte am Fenster, an das man seinen Stuhl gerückt hatte, stundenlang hinausschauen und mit stillem Lachen diese himmlischen Spiele betrachten. Ging's einmal nicht nach seinem Sinn und ward er, wie es wohl geschah, ohne erkennbaren Grund wild und unwirsch, so brauchte seine fleißige gute Frau nur vom Stickrahmen aufzustehen und ihm die geschnitzten Thiere zu bringen, dann sah wieder ein vergnügt lächelndes Kindergesicht durch all die Falten und Runzeln des Greises, und er stellte die Figürchen auf, ließ sie marschiren, einander stoßen, jagen und fliehen, und spielte wie ein Kind, bis er in seine träumerische Stumpfheit zurücksank. So hatte Stiller, ohne es zu beabsichtigen, dafür gesorgt, daß er der alten schwachen Frau viel seltener als früher zu Hülfe zu kommen brauchte.

Konnte er schon deßhalb freier als sonst kommen und gehen, so traten nun gar die Theaterferien ein, die ihm — und natürlich auch Anna — eine fast völlige Freiheit gewährten; denn was wollten die paar Musikproben sagen, die er noch zu besuchen hatte? In der ganzen großen Stadt mochte es keinen so glückseligen Menschen geben als den kleinen Musikus. Denn nun konnte er täglich um die Straßenecke zu seiner Schwester laufen und gewiß sein, daß er die liebliche Tänzerin bei ihr träfe, er konnte sich dann zu den Mädchen setzen, mit ihnen plaudern und auch einem himmlischen Spiele zuschauen, das sich immer neu in dem Angesichte der Lieblichen wiederholte. Denn es war eine der anmuthigsten Eigenschaften der Kleinen, daß sie beim Sprechen oder lebhaften Zuhören zehnmal in einer Viertelstunde erröthen konnte, wobei dann jedesmal ihre Augen heller glänzten, und daß jede augenblickliche Stimmung sich sofort in ihren Zügen ausdrückte, so daß es oft schien, als könne man durch das zarte durchsichtige Angesicht bis in die Tiefen der Seele hineinschauen. Stillern wenigstens schien es so, und wie viel Gutes, Edles, Entzückendes entdeckte er in diesen Tiefen! Welch' seliger Genuß war es ihm, die schönen Zeichen immer und immer wieder hervorzulocken!

Marien lag Alles daran, die Geliebte ihres Bruders einem anderen Lebensberufe zu gewinnen. Ihre eigenen Verhältnisse begünstigten dies. Die Damen, in deren Häusern sie sonst arbeiten mußte, waren entweder für

den Sommer versorgt oder bereits auf das Land gegangen. Da Marie aber sehr geschmackvoll arbeitete und mit mäßigem Verdienste zufrieden war, so fehlte es auch jetzt nicht an Aufträgen, die sie im Hause ausführen konnte, ja, sie hatte deren so viele, daß sie allein sie nicht hätte zwingen können. Nun aber hatte sie Anna veranlaßt, die Handschuhnäherei aufzugeben und mit ihr gemeinsame Sache zu machen. Sie hatte gemeint, die Kleine unter diesem Vorwande allmählich anzulernen; diese aber hatte so viel natürliches Geschick, so schnelle Fassungsgabe und so guten Willen, daß sie es in kurzer Frist Marien fast gleichthat. So war es gekommen, daß sie ihre meisten Nebenstunden, seit Eintritt der Theaterferien fast die ganzen Tage, bei der älteren Freundin emsig arbeitend zubrachte.

Beide, Christian und Anna, wußten es, daß sie einander liebten, wie Marie es gleichfalls wußte; beide waren in diesem Bewußtsein unbeschreiblich glücklich, aber kein Wort wurde darüber unter ihnen gesprochen. Wie manche Selbstüberwindung kostete dies Christian! Aber es erschien ihm wie ein Raub und Betrug an dem geliebten Mädchen, sich den vor ihm ausgebreiteten Schatz ihrer Liebe eher anzueignen, als er ihr Haus und Herd bieten konnte. Erst wenn er seine Anstellung bei der ersten Geige erhielt, konnte er es sich erlauben. Wie schwer würde ihm das geduldige Warten darauf geworden sein, wenn er nicht gesehen, nicht überdringend gefühlt hätte, daß er nicht minder geliebt werde, als er liebe!

Aber dies war der Fall. Anna liebte ihn mit der vollen ersten Stärke eines unverdorbenen Gemüthes. Eine ganz unbeabsichtigte Aeußerung Stiller's hatte ihr den Grund seiner andauernden Zurückhaltung verrathen. Zuerst hatte sie darüber gelächelt, dann insgeheim ein wenig gezürnt, dann aber war es ihr so schön erschienen, daß ihr die Thränen in die Augen traten, und ihre Gefühle für ihn, ihr Vertrauen auf ihn wurden dadurch nur noch erhöht.

So bestand zwischen ihnen das zarteste und doch zugleich innigste, wärmste Verhältniß. Christian suchte dabei der Geliebten allerlei hübsche Bildungselemente, die ihm nicht fremd waren, mitzutheilen, und sie sog dieselben in sich mit einem ganz neuen Genuß und mit dem freudigen Gefühl herzlicher Dankbarkeit gegen den Liebenden, das sie auf die heiterste Weise auszusprechen wußte.

Anna war längst entschlossen, die Bühne nicht wieder zu betreten, konnte sich aber nicht entschließen, dies ihrer Stiefmutter zu eröffnen, und doch drängte die Zeit. Sie bat endlich Marie, es an ihrer Stelle zu thun. Diese, welche die Wittwe schon einige Mal flüchtig gesehen hatte, war sofort bereit und begab sich zu ihr.

Frau Morgenstern war eine nicht mehr junge Frau von ansehnlichem Körperumfange, einem sehr rothen Gesichte und kleinen schwarzen Augen. Marie fand sie in einem unbillig nachlässigen Anzuge bei ihrem Nachmittagskaffee, zu dem sie ein süßes Gebäck verzehrte.

„Was, Fräulein Stiller?“ rief sie der Eintretenden entgegen. „Ist Anna nicht bei Ihnen?“

„Sie näht auf meinem Zimmer,“ erwiderte Marie, „und hat mich gebeten, mit Ihnen über eine Angelegenheit zu sprechen, die ihr sehr am Herzen liegt.“

„Kann sie das nicht selbst thun?“ fragte die Wittwe. „Ich hoffe nicht — aber setzen Sie sich. Was hat denn die Närrin?“

„Frau Morgenstern,“ sagte Marie, indem sie einen Stuhl nahm, „Sie haben das liebe brave Mädchen bestimmt, als Tänzerin auf die Bühne zu gehen, und sie hat Ihnen gehorcht; aber Sie haben wohl nicht gewußt, welchen Gefahren für ihre Unschuld und die Reinheit ihrer Seele sie dabei ausgesetzt ist.“

„Meinen Sie denn,“ sagte die Frau mit einem unangenehmen Lächeln, „daß wir lebenslang unschuldige Kinder und über gewisse Dinge immer unwissend bleiben könnten?“

„Es liegt nicht in meinem Auftrage, dies zu beantworten,“ entgegnete Marie. „Anna aber fühlt lebhaft, daß sie dort nicht an ihrem Platze, daß sie dort Gefahren ausgesetzt ist, die sie glücklicherweise bis jetzt mehr ahnt, als kennt. Auch ist es ihrem ganzen Wesen zuwider, sich ferner öffentlich zur Schau zu stellen. Sie hat deßhalb beschlossen, diesen Beruf von jetzt an aufzugeben.“

„Ohne meine Erlaubniß?“ rief die Wittwe. „Das kann sie nicht. Das darf sie nicht. Die Undankbare!“

„Ich bitte Sie, ruhig zu bleiben und mich anzuhören," sagte Marie sanft aber fest. „Bei meiner Verbindung mit Anna kann es Sie nicht befremden, daß ich die Verhältnisse des lieben Mädchens einigermaßen kenne. Wie können Sie ihr Undankbarkeit vorwerfen? Wofür soll sie Ihnen dankbar sein? Ist es nicht Anna, die für Sie Alles verdienen muß und bisher verdient hat? Ich meine, Sie nur wären Anna zu Dank verpflichtet, nicht Anna Ihnen. Und wenn Sie Anna's Rücktritt von der Bühne an Ihre Erlaubniß binden wollen, so scheinen Sie doch zu vergessen, daß Anna nicht Ihre Tochter ist, daß Sie von rechtswegen keine Gewalt über sie haben, am allerwenigsten aber sie zu einem ihr widerstrebenden Berufe zu zwingen befugt sind."

„Und sie ist doch undankbar," rief Jene und schlug mit der Faust auf den Tisch; „und ich habe Gewalt über sie. Das will ich ihr zeigen."

„Es wäre besser, Sie versuchten dies nicht," entgegnete Marie. „Bei ruhigem Nachdenken müssen Sie einsehen, daß ich Ihnen nur Wahrheit gesagt habe. Jetzt erwirbt Anna durch ihre Geschicklichkeit und ihren Fleiß mehr bei mir, als sie bisher hatte, und wenn Sie davon leben, und wie ich sehe, recht gut leben, so verdanken Sie dies nur der Seelengüte des lieben Mädchens, das Ihnen weder zu Unterstützung, noch zu Gehorsam verpflichtet ist. Denn Sie sind nicht ihre Mutter, Sie waren nur die zweite Frau ihres verstorbenen Vaters. Anna

ist vollkommen berechtigt, ihren Entschluß auch ohne die Einwilligung einer solchen Stiefmutter auszuführen, und sie wird es thun. Begegnen Sie ihr deßhalb nicht mit heftigen Reden oder Quälereien, denn sie ist ebenso berechtigt, eine solche Stiefmutter zu verlassen, damit sich dieselbe künftig durch ihrer eigenen Hände Arbeit erhalte."

Mit derselben ernsten Ruhe, womit Marie dies gesagt, hörte sie die tobenden Scheltreden und Verwünschungen des aufgeregten Weibes an. Es brachte sie auch nicht aus der Fassung, als diese allmählich dem Weinen und Jammern über das Fehlschlagen der glänzenden Pläne für Anna Platz machten. Vergeblich suchte sie der Wittwe das Vernünftige und Gute von Anna's Entschluß vorzustellen, es war ihr nicht beizukommen, und so stand sie, angeekelt von deren widrigem Gebahren, endlich auf und sagte: „Ich sehe jetzt, Frau Morgenstern, weßhalb Anna sich nicht entschließen konnte, ihren Vorsatz selbst Ihnen mitzutheilen. Bedenken Sie aber, was ich Ihnen gesagt habe, bedenken Sie, daß Sie für sich am besten sorgen, wenn Sie das Scheitern Ihrer eigenen Pläne Anna nicht entgelten lassen und sich ihrem Beschlusse willig fügen. Sie müssen sonst die Folgen selbst tragen."

Nach diesen Worten verließ sie das Zimmer und begab sich in ihre Wohnung zurück, wo sie Anna das Vorgefallene aufrichtig aber mit möglichster Schonung erzählte. Anna war davon nicht überrascht, dankte ihr herzlich und sagte dann: „Vor dem schlimmsten Ausbruch

hast du mich nun behütet. Was noch folgt, werd' ich hinnehmen wie man schlechtes Wetter über sich ergehen läßt, was Keinen verstimmen darf, dem es so gut geht wie mir. Aber wenn du ihr gedroht hast, daß ich sie verlassen würde, so ist das vielleicht ganz heilsam, thun werd' ich es aber nicht; sie wäre ja dann ganz hülflos."

Marie lohnte ihr diese Worte mit einem Kuß, aber nur um Anna's, nicht um der Stiefmutter willen. „Ich glaube beinahe," sagte Anna darauf, „es würde deinem Bruder Freude machen, wenn ich mich jetzt gleich vom Ballet verabschiedete und du ihm das erzählen könntest. Auch wäre die Sache damit auf einmal zu Ende gebracht."

Da Marie sich hiermit einverstanden erklärte, so entwarf Anna sogleich ein höfliches Schreiben an den Theatervorstand, in welchem sie ihren Austritt anzeigte, und als Marie es gebilligt hatte, verschloß sie es und trug es unverweilt zu dem nächsten Briefpostkasten. Nach ihrer Rückkehr lebte ihre ganze Heiterkeit wieder auf, deren anmuthig kindliche Art so oft Mariens Trauer verscheuchte, und die beiden Mädchen arbeiteten emsig, bis es zu dunkeln begann. Dann begab sich Anna nach ihrer Wohnung.

Als sie das Haus erreicht hatte, trat so eben ein Mann in schwarzem Frack und weißer Halsbinde aus der Hausthür, der sie scharf anblickte, dann ehrerbietig den Hut zog und rasch zurückgehend die Thür für sie offen hielt. Sie wußte nicht, was sie daraus machen

sollte, dankte ihm lachend und eilte an ihm vorüber und die Treppen hinauf.

Droben angelangt, erwartete sie, daß bei ihrem Eintreten die Stiefmutter sie auf irgend eine Weise anfahren, sie mit Schelten oder Thränen bestürmen würde. Wie erstaunte sie, als ihr Jene auf das freundlichste entgegen kam, sie ihre liebe schöne Tochter, ihren Trost und ihre Hoffnung nannte, und ihr mit der fetten Hand zärtlich die Wangen streichelte. Sie konnte sich das nicht erklären, bis ihr einfiel, daß die Stiefmutter vielleicht diesen Weg einschlagen wollte, um ihr die Zurücknahme ihres Beschlusses abzuschmeicheln. Diesen Versuch wollte sie ihr abschneiden. Die Zärtlichkeiten dieser Frau waren ihr unangenehmer als die Erweisung ihres Unwillens.

„Marie Stiller hat dir gesagt, was ich vorhatte," begann sie, „und jetzt ist es geschehen, ich betrete die Bühne nicht wieder."

Die Stiefmutter lächelte und nickte dazu, ohne von ihrer schmeichelnden Zudringlichkeit abzulassen. Ihr Benehmen wurde für Anna immer räthselhafter. Ja, sie ließ sich nicht wie sonst von ihr bedienen, sie nahm ihr Hut und Tuch ab und machte Anstalt, das gewöhnliche Abendessen eigenhändig anzurichten. „Es ist gut," sagte sie, „daß du dich frei gemacht hast, es ist ganz recht. Auch zum Nähen brauchst du nicht mehr ganze Tage fortzugehen. Mein schönes süßes Mädchen darf mich nicht immer allein lassen und sich nicht immer mit Arbeiten quälen."

„Arbeit ist ist mir keine Qual," sagte Anna, „und ich muß verdienen. Das ist meine Freude."

Sie nahm der Stiefmutter Tischtuch und Geschirr aus der Hand, deckte, und zündete die Lampe an.

„Wir werden es bald besser haben," sagte die Stiefmutter. „Wir werden mit reichen Unterstützungen von vornehmer Hand sorglos und glücklich leben können."

Anna sah sie mit einem großen hellen Blick an. „Von Unterstützungen?" rief sie. „Das wolle Gott nicht! So lange ich nicht, wie Tante Rebhan, zusammengekrümmt auf dem Bette liege, so lange ich diese Finger rühren kann, würde mir der Bissen im Munde brennen, den ich mir nicht selbst verdient hätte."

„Nun ja, auch gut! ganz recht!" sagte die Stiefmutter, während sie das schöne Mädchen betrachtete, als sehe sie es zum ersten Mal, und dabei innerlich vor Lachen sich zu schütteln schien.

Zu weiteren Mittheilungen zeigte sie sich nicht aufgelegt. Anna überkam bei diesem sonderbaren Benehmen der Frau eine unbestimmte Angst. Sie scheute sich zu fragen, was mit der vornehmen Hand gemeint sei und wie ihre Stiefmutter zu solcher Bekanntschaft komme; im Innern aber bestärkte sie sich in dem Vorsatz, von solchen Wohlthaten auch nicht das Geringste an sich gelangen zu lassen. Es war ihr eine Erleichterung, als sie nach dem bald beendigten einfachen Abendessen sich zurückziehen konnte um ihr Nachtlager aufzusuchen.

Nachdem Sturm und seine Begleiter der Hauptstadt entflohen waren, hatten sie ihre weitere Reise keineswegs übereilt. Zu dieser hatte Herr von Quist den Plan entworfen. Sie führte durch schöne Gegenden und bemerkenswerthe Orte, wo man kürzere oder längere Aufenthalte machte, sich umsah und genoß, was zu genießen war. Das gab denn Anlaß zu manchem Gange, bald in den Straßen und Umgebungen der Städte, bald nach prächtigen Höhepunkten oder lieblichen Thälern in den Gebirgen, und wirkte diese Art zu reisen günstig auf Sturm's Befinden, so diente auch das viele Neue, das er sah und mit dem Herr von Quist ihn auf wirklich förderliche Weise bekannt machte, dazu, die Erinnerungen an das Vergangene mehr und mehr in seinem Geiste zu verwischen. Er gewöhnte sich, wie der Cavalier, nur der unmittelbaren Gegenwart und allernächsten Zukunft genießend zu leben, was sich auf der Reise, die von selbst dazu einlädt, immer am leichtesten lernt.

In Wiesbaden endlich angelangt, fanden sie ohne Schwierigkeit eine geeignete elegante Wohnung, und Kehraus wußte derselben, nachdem er die Koffer ausgepackt, ein sehr behagliches Ansehen zu geben. Ueberhaupt hätte man keinen aufmerksameren und gewandteren Diener haben können als ihn, obgleich er stets seinen unerschütterlichen Ernst bewahrte, Sturm gegenüber keine Spur bedientischer Unterwürfigkeit zeigte, und nur als ein Mann erschien, der gewisse übernommene Pflichten mit gemessener Höflichkeit verrichte.

Kaum waren sie einen Tag an dem neuen Aufenthaltsorte gewesen, als Herr von Quist schon ältere Bekannte gefunden, neue Bekanntschaften gemacht hatte, und sich bereit zeigte, seinen Freund in die Gesellschaft einzuführen.

„Ich werde Sie," sagte er in Gegenwart des Dieners, „vorstellen als Herr von Sturm, als einen Edelmann, der von seinen Renten lebt — merken Sie sich das, Kehraus! (Kehraus verbeugte sich.) — Wir wollen auch sofort Visitenkarten darnach anfertigen lassen. Sie werden manche Vortheile davon haben, mein Lieber," fuhr er fort, als Kehraus sich entfernt hatte. „Es giebt Ihnen sogleich eine bestimmte Stellung in der Gesellschaft und schneidet alle Fragen nach früheren Verhältnissen und Beschäftigungen ab. Man wird höchstens nach Ihrer Familie fragen, und dann sagen Sie nur, Sie seien der einzige Erbe Ihres Namens, schon als Kind verwaist, und wüßten daher wenig von Ihren Vorfahren. Uebrigens wird es Sie selbst auch immer erinnern, Haltung und Benehmen eines Cavaliers zu bewahren, wozu Sie nun doch wohl im Stande sein dürften."

Sturm war eitel genug, die neue Rolle mit großem Wohlbehagen zu übernehmen. So ward er denn als Herr von Sturm in verschiedenen Kreisen der Badegesellschaft eingeführt. Klug genug, die Mängel seiner Vorbildung unter allgemeinen Redensarten zu verbergen, und wo dies nicht anging, lieber zu schweigen — was bekanntlich den Anschein giebt, als wisse man die Dinge besser

und wolle damit nur nicht herauskommen, — im Auftreten und Betragen durch Herrn von Quist hinreichend geschult, äußerlich eine recht wohlgestaltete, männliche Erscheinung, galt Herr von Sturm bald für einen angenehmen jungen Mann und willkommenen Gesellschafter; verschiedene Mütter und Väter erkundigten sich bei Herrn von Quist angelegentlich nach seinen Vermögensverhältnissen und schienen es hernach nicht zu beachten, wenn er sich mit der Tochter lebhaft unterhielt, ihr bei einer Landpartie den Arm bot oder bei der Morgenpromenade ein artiges Bouquet überreichte.

Bei solchen Erweisungen war Sturm nur von dem Interesse geleitet, daß angenehme, zum Theil recht hübsche junge Damen ihn gern sahen, sich freundlich mit ihm benahmen, ihn vielleicht als begehrenswerth betrachteten, allein die Eine galt ihm nicht mehr als die Andere. Nicht um ihretwillen, sondern um seinetwillen machte er ihnen den Hof, und ward dies sofort müde, wenn er bemerkte, daß ein Anderer ihm darin den Rang ablief. Der Versuch, ihn durch Eifersucht reizbarer und kühner zu machen, war daher gefährlich. Es endete jedesmal damit, daß er sich völlig zurückzog. Die Gesellschaft war groß genug, um für dieses Spiel mit leichten Empfindungen ihm Ersatz zu gewähren.

Indeß sollte er bald eine Erfahrung anderer Art machen. Unter den Kurgästen erschienen ein Paar Gestalten, die um so mehr Aufmerksamkeit erregten, je weniger sie sich um Andere zu kümmern schienen. An

ihrer Aehnlichkeit erkannte man sofort, daß es Vater und Tochter seien. Jener war eine hagere hochaufgerichtete Gestalt mit scharfgeprägten stolzen Zügen und grauem Haar; diese schlank, zart und blaß, aber von der edelsten Gesichtsbildung, mit großen schwarzen etwas schwermüthig blickenden Augen unter feingewölbten Brauen und einer Fülle eben so dunklen Haares. Beide gingen anständig aber sehr einfach gekleidet, standen in der Kurliste als Baron von Hasperg mit seiner Tochter Thora, und man erzählte sich, daß sie eine sehr beschränkte Wohnung auf ein volles Halbjahr gemiethet hätten.

Auf Sturm machte der bloße Anblick der jungen Dame, der er einige Mal in den Promenaden begegnet war, einen ebenso raschen als lebhaften Eindruck, und ihr Bild schwebte seitdem seiner Phantasie beständig vor. Die Wärme, womit er sich gegen Herrn von Quist über sie äußerte, der Eifer, womit er ihn bat, Erkundigungen über sie einzuziehen und womöglich eine Bekanntschaft zu vermitteln, ließen diesem Cavalier keinen Zweifel über den Zustand seines Freundes. Er versprach, dessen Wünschen nachzukommen, und war allerdings der Mann dazu. Schon am folgenden Tage sah Sturm ihn im Gespräch mit Vater und Tochter gehen, und ehe es Abend wurde, hatte der gewandte Spürer ein neu angekommenes Ehepaar, einen podagrischen Grafen Schalhaus mit seiner gesprächigen Gemahlin, aufgetrieben, welche als ehemalige Gutsnachbarn des Barons ihm alle gewünschte Auskunft ertheilten.

„Morgen, mein Bester," sagte er zu Sturm, als sie spät Abends bei einer Flasche Wein allein saßen, „morgen werde ich Sie dem Baron und der reizenden blassen Schönheit vorstellen. Verlieben Sie sich in diese nur nicht, Sie müßten sonst gleich mit Eifersucht anfangen, die überhaupt geschmacklos ist. Indeß, die Weiblein sind wandelbar, freilich die Männlein auch; doch bemerkt ja schon Shakespeare: der Name der Schwachheit sei Weib. Ich will daher nicht unbedingt abgerathen haben. Aber nun zu meinen Nachrichten, bei denen ich mich klarheitshalber eines einfachen Chronikenstils bedienen werde.

„Unser Baron Hasperg erbte vor etwa zwanzig Jahren, nachdem er bis dahin in der Armee gedient hatte, von seinem Vater ein großes schönes Gut und einen eben so großen aber minder schönen Prozeß mit einem entfernten Vetter um den Besitz eben dieses Gutes. Der Baron dachte einen Vergleich vorzuschlagen, aber seine Rechtsfreunde bewiesen ihm unwiderleglich, er müsse den Prozeß gewinnen, so daß er um seiner gehofften Nachkommen willen — denn er verheirathete sich eben damals — seine Absicht aufgab und den Prozeß fortführte. Diese Nachkommen erschienen auch; zuerst in der Person eines wenig lebensfähigen Knaben, der es nur bis zum zehnten Jahre brachte, dann jener lebens- und liebenswürdigen Tochter. Diese heißt Thora; ob der Knabe Thor geheißen, weiß ich nicht; sehr thöricht war es nicht, daß er sich bei Zeiten davon gemacht hat.

„Prozesse sind wie Würfelspiele; man weiß nie, ob man den höchsten oder den niedrigsten Wurf thun wird. Vielleicht dachte der Baron allmählich auch so, denn um für den ungünstigsten Fall gerüstet zu sein, kaufte er in der Nähe seines Gutes einige Bauernhöfe, legte sie zusammen, machte so eine besondere kleine Besitzung daraus und suchte die dafür angeliehenen Gelder aus Ersparnissen nach und nach abzutragen. Das soll ihm auch bis zu einem gewissen Grade gelungen sein. Indessen lief der Prozeß fort, und im Verlaufe desselben wuchs nicht allein die Tochter, sondern auch die Erbitterung des Barons auf die Gegenpartei.

„Advokaten machen es meist wie die Aerzte, sie muntern ihre Patienten mit Hoffnung auf, um hier den Prozeß des Lebens, dort das Leben des Prozesses rege zu halten, bis sie dann allmählich verstummen, die Achseln zucken, bedenkliche Gesichter machen. In diesem Stadium war der Baron mit seinem Prozesse, als sein gegnerischer Vetter starb und den Prozeß einem einzigen Sohne hinterließ, der nun seinerseits einen Vergleich anbot. Aber die Menschen machen sich oft sonderbare Ueberzeugungen zurecht. So war der Baron dahin gekommen, die Ausfechtung dieses Rechtshandels, den schon sein Vater und Großvater hatte führen müssen, für eine Ehrenpflicht zu halten, und er soll den angebotenen Vergleich mit der stolzesten Feindseligkeit zurückgewiesen haben. Endlich kam die Krisis. Er verlor den Prozeß in der letzten Instanz, mußte das Gut räumen, ansehn-

liche Kosten bezahlen, und lebt jetzt von dem geringen Pachtgelde seines verschuldeten Spargutes."

„Aber die Tochter?" sagte Sturm. „Was ist denn mit der Tochter?"

„Nun, das läßt sich ja denken," fuhr der Cavalier fort. „Sie hat einen Liebeshandel – ich weiß nicht, ob man sagen darf – gehabt. Nach ihrem Aussehen und Benehmen glaube ich dies kaum. Die Gräfin Schalhaus wußte allerlei davon, und die Sache hat vor noch nicht langer Zeit gespielt, während sich der Baron nach Verlust des Gutes, das er sofort verlassen, mit Frau und Tochter auf sein kleines Besitzthum zurückgezogen. Dort ließ sich nämlich nach Kurzem ein junger Forstmann öfter sehen, den die Gräfin entweder Müller oder Schulze nannte, übrigens wegen seiner stattlichen Erscheinung und feinen Bildung sehr rühmte. Er habe sich als Fremder in der Gegend aufgehalten, Zutritt im Hause des Barons gefunden, und sei namentlich von der Baronin sehr begünstigt worden. Der Baron, voll Kummer und Sorgen und oft abwesend, habe nichts davon gemerkt, daß zwischen jenem Müller oder Schulze und seiner schönen Thora sich bald eine Leidenschaft entsponnen, die unter den schirmenden Händen der Mutter zum zärtlichen Einverständnisse gediehen. Der junge Forstmann verließ dann die Gegend, und die Gräfin Schalhaus glaubt, daß vorher eine geheime Verlobung stattgefunden habe. Wahrscheinlich wollte man diese dem Baron längere Zeit verschweigen. Unmittelbar nach der Entfernung Müller's

oder Schulzens erkrankte jedoch die Baronin an einer heftigen Bronchialaffektion, welche in Lungenlähmung überging. In diesem Zustande, sprachlos und dem Tode nahe — es ist unangenehm, von dergleichen zu sprechen — hat sie dem Baron durch Winke gezeigt, sie wolle ihm noch etwas eröffnen, hat zu reden versucht, sich vergeblich dazu angestrengt und ist so gestorben. Das hat denn der schönen Thora das Gewissen gerührt, und was die Mutter nicht mehr hatte verrathen können, hat sie dem Vater gestanden. Natürlich hat denn dieser von einem Schwiegersohne Namens Müller oder Schulze und ohne Geld und Gut nichts wissen wollen. Sofort nach dem Begräbniß hat er dann sein Gütchen einem Pächter übergeben, ist mit seiner Tochter fortgereist, ohne daß Jemand erfuhr wohin, und ist jetzt hier erst wieder aufgetaucht. So weit meine Geschichten, und gestehen Sie, lieber Sturm, daß ich mich in der schnellen Erfüllung Ihrer Wünsche diesmal selbst übertroffen habe."

„Ich danke Ihnen," sagte Sturm und versank in ein nachdenkliches Schweigen.

Herr von Quist betrachtete ihn lächelnd und sagte dann: „Muth, lieber Freund! Ich kenne die Weiber. Ist ihr Herz einmal gerührt gewesen, geschieht's um so leichter zum zweiten Mal. Aber folgen Sie meinem Rath. Machen Sie anfangs der schönen Baronesse in keiner Weise den Hof. Kühle Höflichkeit genügt. Wenden Sie alle Aufmerksamkeit und Rücksicht dem Vater zu, bleiben Sie auch dabei höflich zurückhaltend, und gesellen Sie sich

ihm nur, wenn er durch Wort, Wink oder Blick Sie dazu auffordert. Was Ihnen nützt, werde ich dann schon hinter Ihrem Rücken anbringen, und das Weitere wird sich finden. Auf keinen Fall vernachlässigen Sie die anderen Damen."

Der Cavalier erzählte darauf von dem gräflichen Paare und meinte, das seien Leute, mit denen es sich lohne, zu leben. Er hoffe, in nähere Verbindung mit ihnen zu kommen, da man nie wissen könne, welchen Vortheil es einmal haben werde, zumal der Graf alt genug sei, um einen Gesellschafter, die Gräfin jung genug, um einen Verehrer zu bedürfen.

Sturm achtete auf diese Reden nicht. Seine Gedanken waren bei der schönen Thora, und er malte sich im Stillen aus, wie er sich nach dem Rathe des erfahrenen Freundes in ihrer Gegenwart zu benehmen haben werde.

Am folgenden Tage wurde er dem Baron und seiner Tochter vorgestellt. Seine männliche Erscheinung und seine Befangenheit, die ihm als Bescheidenheit ausgelegt wurde, machten auf beide einen guten Eindruck. Der Baron war ein Mann von vielumfassender Bildung, der sich zeitlebens mit ernsten Problemen beschäftigt und viel durchdacht hatte. Der Umgang mit seinen früheren Gutsnachbarn hatte ihm nicht genügt, und seit seinen großen Verlusten, die er mit stolzer Fassung trug und von denen er nie redete, hatte er mit seiner Tochter sehr einsam gelebt. Allein er war eine produktive Natur, hatte inner-

lich viel aufgehäuft, und wenn sich ihm einmal Gelegenheit bot seine Gedankenschätze zu eröffnen, so erging es ihm wie es ähnlichen Geistern oft begegnet: er entwickelte, bewies, erklärte, war tief, geistreich, scharfsinnig, ohne die Fassungskraft seines Zuhörers zu beachten, und glaubte hernach, sich mit diesem aufs Beste unterhalten zu haben, wenn er nur sich selber unterhalten hatte. So geschah es ihm schon auf seinem ersten Spaziergange mit Sturm. Dieser war aufgeweckt genug, um sich Manches von dem Vernommenen anzueignen, obgleich ihm für Anderes wieder alle Voraussetzungen fehlten, seine Empfindungen auch meist bei der schönen Thora waren, welche mit Herrn von Quist hinterher ging, von ihm allerlei zum Lobe seines Freundes hören mußte und sichtlich erfreut war über des Vaters wieder auflebende Gesprächigkeit.

Auf Veranlassung des Barons wiederholten sich diese Spaziergänge öfter, und jedes Mal sah sich Sturm beim Scheiden durch einen dankbaren Blick der Tochter belohnt. Er war stets ein aufmerksamer Hörer, wußte mit großer Sorgfalt seine Unzulänglichkeiten zu verbergen und früher Gehörtes nicht selten mit Geschick anzubringen. So fand der Baron immer mehr Wohlgefallen an ihm.

Auch bei Thora erwachte ein gewisses Interesse für Sturm und sie fing an, ihn zu beobachten. Wenn ihr Vater auch meist die Badegesellschaft mied und sich namentlich stets entfernte, sobald das gräfliche Paar erschien, so konnte ihr doch nicht entgehen, daß Sturm im Verkehr mit anderen jungen Damen eine Aufmerksamkeit, Ange-

legentlichkeit und Lebhaftigkeit zeigte, die er ihr gegenüber vermissen ließ, wenn er auch keine Höflichkeit versäumte, und sie fragte sich, was der Grund davon sein möge. Dabei stimmte eine andere Wahrnehmung sie sehr günstig für ihn. Es war seine beste Seite, daß er für Arme und Hülflose fortwährend ein warmes Herz und eine offene Hand hatte, und Thora bemerkte gar wohl, daß er bei solchen Anlässen ebenso reichlich als anspruchslos zu geben pflegte. Fühlte sie sich überdem ihres Vaters wegen herzlich dankbar, so gab ihr gerade Sturm's zurückhaltendes Benehmen ein desto reineres Vertrauen; sie glaubte ihm unbedenklich ihre freundlichen Gesinnungen zeigen zu dürfen, reichte ihm beim Zusammentreffen und Scheiden die Hand und fügte auch wohl einige herzliche Worte hinzu.

Wer war glücklicher darüber als Sturm, dem es Ueberwindung genug kostete, seine stets wachsende Leidenschaft für sie unter der angenommenen Maske hinzuhalten?

Indem wir diese Verhältnisse nun ihrer Entwickelung überlassen, wenden wir unsere Blicke wieder der Hauptstadt und zunächst der lieblichen Anna zu. Seit jenem Abend, an welchem sich die Stiefmutter so sonderbar benommen und geäußert, mußten ihr geheime Einnahmen zufließen. Anna wußte nicht, fragte aber auch nicht, woher. Allein sie sah, daß die Stiefmutter sich neu kleidete, wozu sie bessere Stoffe und auffallende Farben

wählte, daß in der Wohnung allerlei Verbesserungen und Verschönerungen angebracht wurden, und daß mancherlei Leckereien auf den Tisch kamen, die ihm bis dahin fremd waren. Hatte die arbeitsscheue Frau bisher nur Anna erwerben, von Anna sich bedienen lassen, worin diese sich mit der muntersten Gutherzigkeit gefügt, so schien sie nun für Anna sorgen und sie verhätscheln zu wollen. Sie lag ihr an, sich feiner und gewählter kleiden zu lassen, ihre Mahlzeiten zu theilen, weniger oder lieber gar nicht mehr zur Arbeit zu gehen. Anna lehnte dies alles ab. Sie hatte das bestimmte Gefühl, daß dahinter etwas Unrechtes lauere, daß ihre Stiefmutter unlautere Wege gehe, und je mehr sie wahrnahm, daß dieselbe ihres Erwerbs und ihrer Fürsorge nicht mehr bedürfe, desto entschiedener fühlte sie, daß sie ihr im Grunde zu nichts verpflichtet sei, desto mehr wandte sich ihr Gemüth von ihr ab. Anstatt auf die Zumuthungen der Wittwe einzugehen, entzog sie sich ihr, so viel sie konnte. Sie stand Morgens sehr zeitig auf, bereitete den Kaffee für die Stiefmutter und hatte, wenn diese sich endlich vom Schlafe erhub, längst das Haus verlassen, um den Tag in fleißiger Arbeit mit Marien zuzubringen. Mit dieser Freundin aß und trank, ging und lebte sie, suchte dieselbe, und nicht ohne Erfolg, zu erheitern, hatte ihre glücklichsten Stunden, wenn der gute Stiller bei ihnen seine glücklichsten suchte und fand, und kehrte meist so spät nach Hause zurück, daß sie sich dort ohne Weiteres zu Bett begeben konnte.

Unter diesen Umständen mochte die Wittwe einsehen, daß sie offener gegen die Stieftochter herausgehen müsse. Sie hatte dafür auch schon eine ziemlich wahrscheinliche Geschichte ersonnen.

„Was für ein theilnahmloses Mädchen meine liebe schöne Tochter ist!" sagte sie eines Abends, als Anna eben heimgekehrt war. „Da sieht sie, daß es mir besser geht, als seit vielen Jahren, daß es mir an allerlei Gutem nicht fehlt, was sie mitgenießen könnte, wenn sie nur wollte — und sie fragt nicht einmal, woher das alles kommt?"

„Weil ich meine, daß es mich nichts angeht," versetzte Anna.

„Aber es geht dich an," entgegnete die Stiefmutter, „das heißt, was mich angeht, geht doch auch dich an. Und darum will ich dir alles erklären. Ich weiß nicht, ob ich dir schon erzählt habe, daß ich gleich, sobald ich kein Kind mehr war, Kammermädchen bei einer Frau Gräfin Rumpstein wurde, bei der ich dann längere Zeit blieb. Nun hatte die Gräfin einen allerliebsten Knaben, und weil ich jung und hübsch und von angenehmem Betragen war, so hatte mich der Kleine überaus gern, und da die Frau Gräfin sich wenig um ihn kümmerte, so hatte mich das Kind, als es acht oder neun Jahre alt war, in Wahrheit lieber als die eigene Mutter. Da ich nun, wie gesagt, sehr hübsch aussah, so war es ganz natürlich, daß der Herr Graf ein Auge auf mich warf, sich in mich verliebte und mir viel nachging. Einem so

vornehmen Herrn darf man aber nichts abschlagen. So überraschte uns die Frau Gräfin einmal, als er mich in den Arm nahm und mir einen Kuß gab, was ich ihm doch nicht verwehren konnte. Da wurde sie entsetzlich eifersüchtig, machte einen großen Lärm und setzte es durch, daß mir der Dienst aufgesagt wurde. Der Herr Graf machte mir heimlich ein recht schönes Geschenk, aber der Kleine wollte sich gar nicht trösten lassen, und als ich endlich fort mußte, weinte er an meinem Halse und sagte: „Wenn ich einmal groß bin, Louise, so will ich dir beweisen, wie gut ich dir bin." Das sind nun viele Jahre. Jetzt sind sie beide todt, der alte Herr Graf und die Frau Gräfin, und der junge Herr ist ein prächtiger vornehmer Mann geworden, ist hier in der Stadt und hat nicht vergessen, was er mir damals beim Abschiede gesagt. Durch seinen Kammerdiener hat er herausgebracht, wo ich wohne, ist auch selbst schon einige Male bei mir gewesen und hat mich reichlich beschenkt. Und weil wir natürlich über alle meine Verhältnisse gesprochen, so wünscht er dich auch kennen zu lernen. Denke dir, Kind, was für eine Ehre, daß ein so vornehmer Herr dich kennen lernen will! Ich habe ihm zwar gesagt, du seiest den Tag über immer abwesend; aber er meinte, das thue nichts; er werde schon einmal am Abend kommen, um deine Bekanntschaft zu machen. Nun, was sagst du dazu?"

Anna war ein sehr unerfahrenes und unschuldiges Mädchen, aber sie hätte auch einfältig sein müssen, wenn

diese Mittheilungen nicht ihren Argwohn erregt hätten. Sie wußte, daß die Stiefmutter gelegentlich log, und nie hatte diese erwähnt, daß sie einst Kammermädchen einer Gräfin gewesen sei. Mit dem Grafen mußte sie auf andere Weise in Verbindung gerathen sein. Anna zweifelte nicht, daß sie das Mittel werden solle, dem reichen jungen Manne Geld abzulocken, und obgleich sie nicht ahnte, wie weit die Pläne des schlimmen Weibes gingen, so war sie doch auf der Stelle entschlossen, ihr wo möglich jede Gelegenheit dazu abzuschneiden. Jetzt richtete sie statt aller Antwort nur einen langen hellen Blick aus ihren schönen Augen auf die Stiefmutter, den diese nicht zu ertragen vermochte. Aber als hätte sie gesprochen, entgegnete dieselbe:

„Mein liebes schönes Mädchen wird keine so undankbare Kreatur sein und dem vornehmen Herrn unfreundlich und fremd begegnen. Ich habe ihm so viel Schönes und Gutes von dir erzählt, daß er ganz entzückt davon ist, und was sollte aus mir werden, wenn du ihn beleidigtest?"

„Ich werde ihm keine Gelegenheit dazu geben," sagte Anna und ging, sich auszukleiden.

Von diesem Tage an richtete sie es so ein, daß sie immer erst in dem Momente nach Hause kam, wo die Hausthüre geschlossen wurde. Sie glaubte sich dadurch hinreichend gesichert und war deßhalb den Tag über so heiter und sonnig wie sonst.

Wie erschrak sie aber, als sie eines Abends beim

Eintritt in ihre Wohnung einen elegant gekleideten fremden jungen Herrn auf dem Sopha sitzen sah! Ein Blick zeigte ihr, daß es der Graf sein müsse. Die Stiefmutter saß ihm gegenüber und zwischen ihnen stand ein Tisch, auf dem die Lampe eine Flasche Champagner, Gläser und verschiedenes feines Gebäck beschien. Anna war in ihrer raschen Weise schon einige Schritte vorgetreten, als ihr der Gedanke kam, sofort wieder umzukehren und zu Marie zu gehen. Allein die Stiefmutter, die so etwas vermuthen mochte, war schnell zwischen sie und die Thüre getreten und hatte ihr den Weg abgeschnitten. Unschlüssig, was sie thun sollte, blieb sie einen Augenblick stehen, während Graf Rumpstein – denn er war es – sie mit flammendem Blick ansah und rief: „Ah, Frau Morgenstern, da kommt ja Ihre süße Rose!"

„Ja, das ist sie, Herr Graf," sagte die Angeredete. „Mein liebes Mädchen," fuhr sie dann fort, indem sie ihre fette Hand fest um Anna's Arm legte, „warum bist du so furchtsam, so schüchtern? Setz' dich zu uns!"

„Kommen Sie hierher!" sagte der Graf. „Das Sopha hat Platz für uns Beide."

Die Stiefmutter suchte sie dahin zu drängen, aber Anna machte sich durch eine rasche Bewegung von ihr los und setzte sich auf den Stuhl, von dem Jene aufgestanden war.

„Sie hat recht," sagte der Graf. „Giebt es denn einen köstlicheren Anblick als dies reizende Gesichtchen, um das sie jede Fürstin beneiden könnte und das mit

jedem Augenblicke rosiger wird? Aber, meine gute Frau, wir haben ja die Flasche schon geleert, so lange hat die kleine Heißerwartete uns warten lassen. Möchten Sie nicht eine neue herbeischaffen?"

Er warf eine Banknote auf den Tisch. Die Stiefmutter griff sie hastig auf, sagte, sie wolle selbst darnach gehen, und verließ das Zimmer. Einige Augenblicke herrschte unter den Zurückbleibenden eine schwüle Stille. Anna blickte geängstigt, entrüstet, zweifelnd was sie thun solle, vor sich nieder und hörte die Stiefmutter die Treppen hinuntergehen, während der Graf das schöne Mädchen mit seinen Blicken verschlang. „Ihre Mutter —" begann er endlich.

„Sie ist nicht meine Mutter," unterbrach ihn Anna heftig aufathmend; „sie beweist es in diesem Augenblicke. Ich werde hinabgehen und sie drunten erwarten."

„Nicht doch, mein holdes Mäuschen!" versetzte der Graf, indem er über den Tisch die Hand nach der Aufstehenden ausstreckte. „Jetzt sind wir allein. Setze dich zu mir her! Vorerst wird sie nicht wiederkommen. Wie? Muß ich dich einfangen?"

Anna sprang zurück. Wie ein Blitz hatten ihr die Worte des Grafen plötzlich die schändlichen Absichten der Stiefmutter und ihre eigene Lage beleuchtet. Sie lief zur Thür. Der Graf fuhr empor, um sie zu erhaschen, stieß aber dabei den Tisch um. Lampe, Flasche, Gläser, Teller, alles schoß klirrend zu Boden, und während in der Verwirrung und der plötzlich entstandenen Dunkelheit der

Graf sich fluchend hinter den Beinen des Tisches loszumachen suchte, war Anna schon aus dem Zimmer geeilt, verschloß von außen die Thür — es war die einzige, die zu der Wohnung führte — zog den Schlüssel ab und rannte unter heißen Thränen der Scham und der Entrüstung die Treppen hinunter. Die Hausthür war nur angelehnt. Sie lief auf die Straße hinaus, wischte die Thränen aus den Augen und blickte nach beiden Seiten aus. Konnte das schlimme Weib nicht noch in der Nähe sein? Nein. Nur ein einzelner Mann ging in der Ferne. Sie schleuderte den Schlüssel von sich auf das Pflaster und lief nach Mariens Hause.

Mariens Fenster waren dunkel, die Hausthüre bereits verschlossen, im ganzen Hause kein Licht mehr. Sollte sie die Thürklingel ziehen? Aber wie lange konnte es währen, bis ihr geöffnet wurde, und konnte nicht indessen die Stiefmutter kommen, die sie hier am ersten vermuthen mußte? Sie dachte an Stiller. Aber nein, das war unmöglich, so warm der Gedanke an ihn sie auch übergoß. So stand das arme Mädchen in der Nacht vor der verschlossenen Hausthüre allein, weinend, hülflos, händeringend. Da fiel ihr Tante Rebhan ein. Es war ein weiter Weg, aber sie wußte, daß deren Hausthür oft bis nach Mitternacht geöffnet blieb; dort würde sie Niemand suchen, dort fand sie gewiß Schutz und Rath. Ohne sich länger zu bedenken, schlug sie den Weg dahin ein, laufend, dann hastig schreitend, dann wieder laufend, wie es ihre Kräfte zuließen.

Die Straßen waren schon ziemlich menschenleer. Die Empörung über das Erlebte kam wieder mit voller Macht über sie und preßte ihr Thränen aus, worüber sie der Begegnenden nicht achtete. Ein paar junge Leute, denen sie vorüberlief, riefen ihr nach; Andere blieben stehen um ihr nachzublicken, ein Betrunkener wollte sie festhalten, taumelte aber gegen einen Laternenpfahl. Unaufhaltsam legte die leichte schwebende Gestalt Straße nach Straße zurück. Endlich, als die Kräfte sie schon verlassen wollten, erreichte sie das Haus.

Der Schuhmacher wollte soeben die Hausthür zuschließen, als er bei dem Scheine der Lampe in seiner Hand das aufgeregte weinende Mädchen vor sich stehen sah. Er kannte Anna und fragte sie verwundert und theilnehmend, was ihr fehle, was ihr begegnet sei.

„Sehr Schlimmes," antwortete sie, „o sehr Schlimmes! Ich weiß nicht, ob ich es sagen darf. Aber ich muß zu Tante Rebhan. Ich muß diese Nacht bei ihr bleiben."

Der Mann war rücksichtsvoll genug, nicht weiter zu fragen. Er schloß die Hausthür ab, stieg dann mit Anna ins Erdgeschoß hinunter, zündete hier eine kleine Lampe an und gab sie ihr, indem er bemerkte, damit möge sie nur zu Frau Rebhan gehen, die kein Licht mehr anzünde. Anna dankte ihm und trat bald darnach in das Zimmer der Alten.

Frau Rebhan war noch wach erhalten durch ihre Gichtschmerzen. Ihre scharfen Augen erkannten bei dem

Scheine des Lämpchens Anna sogleich. Die ganze Erscheinung des zarten Mädchens, der Ausdruck ihres bethränten Gesichts, das Wogen ihres Busens zeigten, daß etwas Außerordentliches, etwas Bedrohliches sie daher getrieben habe. „Mein Herz, mein liebes Kind,“ sagte sie erschrocken, „was ist dir begegnet, was bringt dich hierher noch zu dieser späten Stunde?“

Aber schon hatte Anna das Lämpchen aus der Hand gesetzt, war vor dem Bette der Alten auf die Knie gesunken, drückte deren Hand an ihre Lippen und lispelte fast athemlos: „Tante, du mußt mich schützen, du mußt mich retten, du mußt mich bei dir behalten!“

Die kleine weißhaarige Frau vergaß ihre eigenen Schmerzen. Sie sprach ihr liebreich zu, suchte sie zu beruhigen und verhieß, alles mit Gottes Hülfe für sie zu thun, was sie bei ihrer eigenen Schwachheit vermöge. Das herzliche tröstende Zureden der treuen Alten, das eigene Gefühl der Sicherheit, die nächtliche Stille ringsum besänftigten allgemach Anna's Aufregung, sie ließ sich bewegen aufzustehen, sich an das Bett zu setzen und zu erzählen.

Und während sie dieses that, ward ihr selbst erst der Zusammenhang klar zwischen dem veränderten Benehmen, den Lügen, den Absichten und letzten Handlungen ihrer Stiefmutter. Obgleich die ausführliche Erzählung von dem allen ihre ganze Entrüstung hervorrief, so konnte sie doch ein Lächeln nicht unterdrücken, als sie beschrieb, wie der Graf den Tisch mit allem, was darauf gestan-

den, umgestoßen, dadurch die Lampe ausgelöscht und sie so nicht habe hindern können, ihn einzuschließen und zu entfliehen. Ja, es war wie ein Beweis ihrer ungestörten Lebensfrische, als sie Vermuthungen aufstellte, was der Graf in seinem finstern Käfig wohl angefangen, bis die Stiefmutter zurückgekehrt sei, wie diese ihn dann herausgeschafft haben möge, und was sie von dem Verschwinden der Stieftochter denke.

Die Alte lobte ihr liebes tapferes Herzenskind wegen ihres entschlossenen Verfahrens und sagte: „Anna, Anna, es ist eine große Gnade von Gott, daß er dich unter den Händen einer so schlechten Frau bisher so rein erhalten hat. Aber er fängt die Bösen in ihren eigenen Schlingen, und womit sie gedenken Arges zu thun, thut er den Seinen, was ihnen gut ist. Weil er dich bei Zeiten aus ihren Stricken losmachen wollte, darum ließ er sie so täppisch hineinrennen. Auch darfst du zu dieser Frau nicht wieder zurück, und das wird sie schon strafen. Nun mag sie lernen, daß, wer nicht arbeiten will, auch nicht essen soll."

Anna war damit einverstanden, daß sie zu der Stiefmutter nicht zurückkehre, aber so sehr sie derselben auch zürnte, so meinte sie doch, sie werde sie nach Möglichkeit unterstützen müssen, da sie bei ihrer Unfähigkeit zu ordentlichen Arbeiten sonst ganz verkommen werde. Die Alte sagte nichts dagegen, und sie überlegten nun, was weiter zu thun sei.

Ueber allem Erzählen, Besprechen und Ueberlegen

war die kurze Sommernacht indeß vergangen, der Morgen dämmerte herein und die Alte mahnte Anna, sich auf zusammengerückten Stühlen ein Lager zu bereiten, einige alte Kleidungsstücke unter den Kopf zu legen, und noch einige Stunden zu schlafen. Anna, die nach und nach ruhiger geworden war und sich selbst ermüdet fühlte, gehorchte ihr und legte sich nieder, nachdem sie die Lampe ausgelöscht.

„Nun schlaf' mit Gott ein, liebes Herz!“ sagte Frau Rebhan. „Sobald es angeht, lasse ich Marie Stiller und ihren Bruder rufen.“

„O, Tante, nein!“ rief Anna. „Ihr Bruder darf dies um alles in der Welt nicht erfahren.“

Die Alte schwieg ein wenig und versetzte dann: „Solche Dinge muß ein guter ruhiger Mann in die Hand nehmen. Er muß mit deiner Stiefmutter reden; der Vorgang kann ihm ja doch nicht verschwiegen bleiben, und er wird sich von Herzen freuen, daß du dich so untadelig und tapfer benommen hast.“

Anna sagte nichts weiter.

Beide hatten mehre Stunden, wo nicht ruhig, doch fest geschlafen, als eine Aufwärterin erschien, um für Frau Rebhan den Kaffee zu machen und ihr Bett aufzuschütten. Sie staunte sehr, Anna dort zu finden, die sich, angekleidet wie sie war, sofort auf ihre Füße stellte. Die Alte bat die Frau, schnell nach Marie zu gehen und sie zu ersuchen, recht bald mit ihrem Bruder zu ihr zu kommen, Kaffee und Bett werde Anna besorgen. Die

Frau ging und Anna, heute sehr still und immer wie aufhorchend, besorgte beides nach den Anweisungen der Gelähmten, brachte, so gut es anging, auch sich selbst und dann das Stübchen in Ordnung.

Anderthalb Stunden mochten darüber hingegangen sein, als Marie und ihr Bruder erschienen. Sie wußten durch die Aufwärterin, daß Anna schon dort sei; aber daß sie gleich nach ihrem Eintreten mit einer eiligen Begrüßung hoch erröthend und feuchten Blicks das Gemach verließ, däuchte ihnen seltsam. Frau Rebhan begriff das tief verletzte Mädchen. Sie lud die Geschwister ein, sich zu ihr zu setzen, sagte ihnen, daß Anna ihrer Stiefmutter entflohen sei, und unterrichtete sie von allem Vorgegangenen. Stiller, sonst so mild und weich, hatte seine ganze Selbstbeherrschung nöthig, um nicht in hellem Zorn aufzufahren; dabei aber empfand er ein beglückendes Genügen über das Benehmen des geliebten Mädchens und nicht minder darüber, daß er, wie die Alte angedeutet hatte, thätig für sie auftreten solle. Marie ging und kehrte mit Anna, die sich indessen in der Küche beschäftigt hatte, Arm in Arm zurück. Da sie sofort erklärte, daß sie Anna nunmehr ganz bei sich aufnehmen werde, so war damit die Hauptfrage schon erledigt. Stillers halb zornige, halb freudige Aeußerungen, sein zärtliches Mitgefühl für Anna, sein Lob ihres Verhaltens waren der köstlichste Trost für sie. Er sprach seinen tiefen Unmuth darüber aus, daß er nicht im Stande sei, den Grafen zur Rechenschaft zu ziehen, und übernahm

es, auf der Stelle zu der Stiefmutter zu gehen, ihr anzukündigen, daß Anna nicht zu ihr zurückkehren werde, und ihr deren Bett und übrige Habseligkeiten abzufordern.

Frau Rebhan gab zu allem ihren Segen, die Geschwister versprachen ihr, Anna wie ihren Augapfel zu behüten, und führten die Kleine wie im Triumphe davon. Unterwegs gab es genug zu besprechen, zu bedenken und zu berathen, so daß sie eher als sie gedacht bei Mariens Wohnung anlangten. Hier trennte sich Stiller von ihnen und begab sich zu der Wittwe Morgenstern.

Als er zu ihrer Wohnung hinaufgestiegen, fand er die Thür derselben ohne Schloß, den Boden des Zimmers bedeckten Glas- und Porzellanscherben, und die Wittwe selbst saß in einem überaus unordentlichen Morgenanzuge breit und mit feuerrothem Gesichte auf dem Sopha. Kaum hatte sich Stiller als Mariens Bruder bekannt gemacht, als sie auffuhr und rief: „So, Der sind Sie? Dann sind Sie mit in der Verschwörung, dann wissen Sie, wo die liederliche Dirne diese Nacht geblieben ist.“

„Personen solcher Art kenne ich nicht,“ erwiderte Stiller. „Zielen Sie damit auf das herrliche Mädchen, dessen Familiennamen Sie unwürdiger Weise tragen, so beschimpfen Sie nur sich selbst. Anna ist die Nacht bei Frau Rebhan gewesen, ist jetzt bei meiner Schwester und wird nicht wieder zu Ihnen zurückkehren.

„Nicht?“ schrie das Weib. „Sie soll, sie muß, sonst geh' ich an die Polizei, an das Gericht. Ich will doch

sehen, ob sie mir nicht zu gehorchen hat, das schlechte undankbare Geschöpf!"

Sie schalt und wüthete in dieser Weise eine Zeit lang fort, und Stiller, den allmählich die Kälte der Verachtung überkam, ließ sie austoben. Als sie endlich erschöpft auf ihren Sitz zurücksank, sagte er: „Polizei und Gerichte haben an Sie selbst den stärksten Anspruch. Wir kennen Ihr Complot mit dem Grafen Rumpstein, wissen, was diese Nacht geschehen, und ich brauche es nur anzuzeigen, so werden Sie wegen gemeiner Kuppelei zum Zuchthaus verurtheilt. Der Graf wird selbst gegen Sie zeugen müssen, obgleich er Sie bezahlt hat."

Das Weib erschrak und verfärbte sich, das böse Gewissen ließ sie fürchten, Stiller wisse mehr von dem geheimen Handel, als der Fall war, und sie fing an zu weinen. Sie sei eine arme Wittwe, eine unglückliche Person, über die alles herfalle, wenn sie einmal einen Groschen verdienen wolle. Sie bitte um Gotteswillen, Stiller möge sie nicht ins Unglück bringen. Sie habe es zeitlebens gut mit Anna gemeint, aber wenn sie nicht wieder zu ihr kommen wolle, so möge sie bleiben, wo sie sei. Stiller erwiderte, er werde unverweilt ein paar Leute schicken, denen sie Anna's Bett und alles, was derselben gehöre, zu überliefern habe. Was er thun werde, hänge ganz von ihrem eigenen Benehmen ab. — Ja, ja, sie wolle alles herausgeben, er solle sie nur nicht unglücklich machen. —

Stiller wandte sich mit Unwillen von ihr ab und

eilte zu den beiden Mädchen, die er von dem Ergebniß seiner Verhandlungen benachrichtigte. Noch an demselben Tage erhielt Anna ihr kleines Eigenthum. Es zeigte sich, daß es in Mariens Wohnung noch Raum fand, ohne dieselbe übermäßig zu verengen, ja, sie erschien bald wohnlicher und behaglicher als je zuvor, denn Anna hatte ein angeborenes Geschick, ihrer Umgebung und allem, was unter ihre Hände kam, mit geringen Mitteln das zierlichste und freundlichste Aussehen zu geben.

Auch ihr Gemüth war bald wieder hergestellt von der vorübergehenden Erschütterung und Trübung. Welche Erleichterung war es für sie, von der Frau getrennt zu sein, die sie nie hatte achten können, der sie sich bis dahin nur um des verstorbenen Vaters willen gefügt hatte, deren Gegenwart ihr jetzt aber unerträglich gewesen sein würde! Wie sicher fühlte sie sich unter Mariens Schutze, und mit welchem Vertrauen konnte sie aufblicken zu dieser treuen, festen, ruhigen Seele! Die Freundinnen waren in und außer dem Hause unzertrennlich, und ihr Fleiß, ihre Geschicklichkeit, ihr Geschmack führten ihnen reichliche Arbeit zu.

Stiller war unbeschreiblich glücklich. Seine Beschäftigung hatte sich zwar wieder vermehrt, er konnte nicht so oft, nicht so ungezwungen zu den beiden Mädchen gehen, und auch diese hatten ihre gemeinschaftliche Arbeit nicht selten außer dem Hause. Aber wie köstlich waren auch die Stunden, die er mit ihnen zubringen konnte. Auf Anna's Bitte brachte er bisweilen seine

Geige mit, und wenn er dann seine ganze Seele, wenn er alles, was er noch nicht aussprechen durfte, in dem Spiel der Töne zu ergießen suchte, so gewannen diese eine Innigkeit, Klarheit und Fülle, die Finger auf dem Griffbrett zugleich eine Leichtigkeit und Sicherheit, daß er selbst mitunter davon überrascht war. Und wenn dann ein schöner Sommertag alle drei ins Freie hinausführte, und er durfte Anna seinen Arm geben, und sie suchten einen einsamen Platz und lagerten sich im Grünen und dachten, fühlten, träumten mehr, als sie sprachen, wer war dann so glücklich als Stiller? Niemand außer Anna.

O, es ist eine wundervolle Zeit voll goldenen Glücks, wenn sich zwei gute Menschen so herzinnig lieben, und sie können oder dürfen es einander noch nicht sagen, immer aber schwebt die himmlische Erwartung jenes ewigen Momentes ihnen voraus, und auch schweigend strömen ihre Seelen in einander und behalten nichts für sich. O, es ist eine wundervolle Zeit!

Das Verhältniß Sturm's zu dem Baron Hasperg und seiner Tochter hatte sich mehre Wochen hindurch nicht verändert, obgleich er selbst bemerkte, daß die schöne Thora ihn mit einem gewissen Interesse betrachtete. Noch immer hatte er Herrn von Quist's Rath befolgt und seine lebhaften Empfindungen unter einer ruhigen Höflichkeit verborgen; aber wie hätte er sie ihr auch gestehen

können, da er Thora stets nur in Begleitung ihres Vaters sah und dieser jeden Besuch in seiner Wohnung höflich aber bestimmt ablehnte. Sturm aber hatte das Gefühl, als sei die Zeit für ihn vorüber, da er sich etwas versagen müsse, und so ward er allmählich immer ungeduldiger.

Die junge Damenwelt fand, Herr von Sturm werde unaufmerksamer und langweiliger, man ließ ihn dies empfinden und vergönnte anderen jungen Männern die Stelle, die er bisher eingenommen, ja man spielte auf seine Spaziergänge mit der schönen Baronesse an, ohne daß er die Freiheit oder Gewandtheit gehabt hätte, sich dagegen auf eine artige Weise und mit Erfolg zu vertheidigen.

Versetzte ihn alles dies in eine unbehagliche Stimmung, so war Herrn von Quist's Verhalten nicht geeignet, dieselbe zu verbessern. Dieser Cavalier wohnte und lebte zwar fortwährend auf Sturm's Kosten, überließ ihn aber mehr und mehr sich selbst, und widmete seine meiste Zeit dem gräflich Schalhausischen Paare, indem er mit dem Grafen Karten spielte, der Gräfin den Hof machte, beide durch seine Unterhaltung bezauberte und ihnen täglich unentbehrlicher wurde.

Einige Regentage hatten den Baron und seine Tochter im Zimmer zurückgehalten. Sturm war verdrießlich, den Anblick, die Nähe der schönen Baronesse entbehren zu müssen. Sich selbst zu beschäftigen hatte er nicht gelernt, die Gesellschaft mißfiel ihm, Herr von Quist war

bei dem Grafen. Er trieb sich in den Kaufhallen, dem Kurhause, den Lesezimmern umher. Der Regen plätscherte leise und langsam fort, als zähle er ihm den Schneckengang der Zeit vor. Sturm's Laune ward immer schlechter. Als die Nacht anbrach, fuhr er nach einem Gasthause, genoß dort Einiges und begab sich in seine Wohnung, wo ihm Kehraus noch eine Flasche Champagner holen mußte. Auf dem Sopha hingestreckt, versuchte er durch Trinken und Rauchen seinen Unmuth zu betäuben. So fand ihn Herr von Quist, als dieser ziemlich spät zu ihm in das Zimmer trat.

„Nun, mein Bester," sagte der Cavalier mit der heitersten Gleichgültigkeit, „ich hoffe, Sie haben den Tag angenehm zugebracht?"

„Nein," erwiderte Sturm, „sehr schlecht."

„Sie haben also den schönen Gegenstand Ihrer zärtlichen Empfindungen heute nicht gesehen?"

„Genau so wenig als Herrn von Quist, auf dessen Gesellschaft ich doch glaube einigen Anspruch machen zu können. Sie fangen an, mich ungebührlich zu vernachlässigen."

„Darin irren Sie nun ganz und gar," sagte Herr von Quist, während er eine Cigarre anzündete, einen bequemen Stuhl herbeirollte und sich ihm gegenüber niederließ. „Sehen Sie," fuhr er dann fort, „wenn ein Schwimmlehrer einen noch ganz rohen Menschen unter die Hände bekommt, so sagt er ihm nicht bloß, wie er sich beim Schwimmen halten und bewegen soll, sondern

er geht mit ihm ins Wasser, zeigt ihm an seinem Beispiele, wie er sich zu benehmen habe, bewahrt ihn vor dem Untersinken und begleitet ihn bei den Versuchen und Uebungen so lange, bis er sieht, daß jener mit dem fremden Elemente vertraut geworden ist, sich selbständig darin oben halten und schwimmen kann. Dann aber überläßt er ihn sich selbst. Und an diesem Punkte — denn Sie werden das Gleichniß anzuwenden wissen — sind wir mit einander angekommen."

„Mag sein," versetzte Sturm, den die heitere überlegene Ruhe des Anderen nur noch verdrießlicher machte. „Aber Sie dürfen mich nicht den ganzen Tag allein lassen."

„Das ist wieder ein Irrthum," sagte Herr von Quist; „ich sehe nicht ab, was mich daran hindern sollte. Aber ich sehe, mein Guter, Ihnen schwebt etwas auf den Lippen, was Sie besser unterdrücken. Trüben Sie uns die letzten Tage vor unserer Trennung nicht."

„Vor unserer Trennung?" rief Sturm, in die Höhe fahrend.

Herr von Quist streifte die Asche von seiner Cigarre und versetzte: „Denken Sie an das Gleichniß von dem Schwimmlehrer. Ich habe mich überzeugt, daß meine Aufgabe an Ihnen vollendet ist, wenigstens soweit vollendet, als es unter den gegebenen Voraussetzungen möglich war. Als mich daher Graf und Gräfin Schalhaus heute ersuchten, sie auf einer Sommerreise zu begleiten, hernach die Herbstjagden auf ihren Gütern mitzumachen und

dann wenigstens den nächsten Winter auf ihrem Schlosse zuzubringen, so habe ich keinen Anstand gefunden, diese Einladung anzunehmen. Uebermorgen werde ich mit den Herrschaften, deren Kur beendigt ist, abreisen. Ich verspreche mir sehr viel Vergnügen davon. Wir werden vortrefflich mit einander auskommen, und es freut mich, eine Gegend zu verlassen, in der man sich allmählich mehr als Frosch denn als Mensch fühlt."

„Und Sie könnten mich in der That so plötzlich verlassen?" rief Sturm.

„Wenn ich's nicht könnte," erwiderte der Cavalier mit kaltem Lächeln, „so würde ich's nicht thun. Es ist auch die Eigenschaft eines Mannes von Bildung, daß er nie unternimmt zu thun, was er nicht kann. Er wird dem Vergnügen oder dem Nutzen oder beiden nie nachzufliegen, aber immer mit Anstand nachzugehen suchen."

In besserer Stimmung würde Sturm diese Eröffnungen und Aeußerungen vielleicht anders aufgenommen haben, jetzt aber empörte ihn die gleichgültige Gelassenheit des abgeschliffenen Weltmannes. Er hatte sich nicht bloß an dessen Gesellschaft gewöhnt, er hatte wirklich geglaubt einen Freund in ihm zu besitzen, ihm seine Zuneigung mit Wärme zugewendet und sich bemüht, ihm diese durch Hingebung, Gefälligkeiten und Geschenke aller Art zu beweisen. Nie war es ihm eingefallen, daß Herr von Quist die Täuschung geselliger Heuchelei, in welcher er ihn unterrichtete, zu derselben Zeit auch gegen ihn in

Anwendung bringen könne. Jetzt blieb ihm darüber kein Zweifel. In all seinem Vertrauen betrogen, in seinen besten Gefühlen verwundet, sprang er leidenschaftlich empor und rief: „Also haben Sie mir nur Freundschaft gelogen, fühlloser, herzloser, undankbarer Mensch?"

Obgleich Herr von Quist saß, auch unerregt sitzen blieb, war es doch, als ob er auf den vor ihm Stehenden von oben herunterblickte, indem er sagte: „Sie verkennen ganz, wer ich bin und wer Sie sind, junger Mann. Nach dieser nicht bloß ungezogenen Aeußerung aber halte ich es für nöthig, Sie wenigstens an das letztere zu erinnern und einige Aufklärungen hinzuzufügen. Wenn Ihr Gedächtniß nicht gar zu kurz ist, so müssen Sie wissen, daß Sie als ein gemeiner roher Arbeiter, der zufällig einen großen Lotteriegewinnst gemacht, von der Straße aufgelesen wurden. Der Zufall führte mich mit Ihnen zusammen, und auf Ihre dringende Bitte ließ ich mich zu dem Versuche herab, Sie durch meinen Umgang und meine Weisungen zu einem wenigstens äußerlich gebildeten und anständigen Gliede der menschlichen Gesellschaft zu machen. Ob es mir freilich gelungen, läßt mich der gegenwärtige Augenblick bezweifeln; aber etwas Anderes ist unser Verhältniß nie gewesen. Herablassung, Höflichkeit, Leutseligkeit begründen keinen Anspruch auf Freundschaft, und meine Freunde wähle ich aus meiner Klasse, nicht aus Ihresgleichen. Habe ich Sie je Freund genannt, so hätten Sie wissen sollen, daß dies keinen

anderen Sinn haben konnte, als wenn ich einem Arbeiter auf der Landstraße zurufe: «Mein Freund, wo führt dieser Weg hin?» Sie müssen einsehen, wie lächerlich es wäre, wollte er daraus herleiten, was man im höheren und eigentlichen Sinne Freundschaft nennt. Haben Sie diese bei mir vorausgesetzt, junger Mann, so haben Sie sich selbst getäuscht, nicht ich Sie. Doch genug hiervon. Sie haben mich ferner, wenn ich nicht irre, fühllos und herzlos genannt. Sollte ich überhaupt, namentlich an Sie, Gefühligkeit und Herzlichkeit verschwenden, so müßte ich sentimentaler sein, als der gute Geschmack erlaubt. Wenn Sie endlich von Undankbarkeit reden, so sollten Sie sich doch zuvörderst gefragt haben, wer unter uns dem Anderen Dank schuldig sei. Haben Sie etwa mir seit einem halben Jahre Ihre ganze Zeit und Aufmerksamkeit geopfert? Haben Sie mich aus einem ungeschlachten Menschen der niedrigsten Klasse zu einem Manne gemacht, der das verfeinerte Leben zu genießen und sich in der Gesellschaft mit Anstand und nicht ohne Tournüre zu bewegen weiß? Haben Sie mich zu Herrn von Quist oder habe ich Sie zu dem Herrn von Sturm gemacht, der in den besten Kreisen Zutritt gefunden? Mit Einem Worte: Bin ich Ihr Geschöpf oder sind Sie das meine? Ich könnte noch weiter fragen, wer von uns aus der Vergangenheit und Gegenwart des Andern etwas zu verschweigen und bisher wirklich verschwiegen hätte, aber es dürfte für jeden halbwegs Besonnenen des Gefrages genug sein, um zu entscheiden, wer dem Andern

zur Dankbarkeit verpflichtet sei. Uebrigens erwarte und verlange ich keine, und meinerseits wäre es eine kleinliche Rache für Ihre heutigen Artigkeiten, wenn ich hier jemandem verrathen wollte, wer der bisher überall zugelassene Herr von Sturm eigentlich ist. Können Sie sich unter dieser Maske in das Herz der schönen Thora einschmeicheln, so wünsche ich Glück dazu. Noch eins! Nach dem heute Vorgefallenen wird es am besten sein, daß wir einander morgen vermeiden. Ich liebe keine Versöhnungsscenen, auch ist nicht einzusehen, weßhalb unter uns eine solche nöthig sein oder wozu sie führen sollte. Gute Nacht."

Er hatte dies alles mit leidenschaftsloser Ueberlegenheit gesprochen, war dabei langsam aufgestanden, hatte ein Wachslicht angezündet und ging ohne sich umzublicken hinaus.

Um so leidenschaftlicher rangen Scham und Selbstgefühl, Schmerz und Wuth um die Herrschaft in Sturm's Brust, der wie festgebannt auf die Thür starrte, durch welche jener hinausgegangen. Es würde ihm wohlgethan haben, hätte er ihm ins Angesicht toben und rasen können, aber vor diesem kalten Hochmuthe fühlte er sich waffenlos. Und sonderbar! was ihn am meisten empörte, imponirte ihm zugleich, und während ihm Thränen in die Augen stiegen über diesen Verrath an der Freundschaft, mußte er sich sagen, daß er sie nie besessen.

In einem schwer zu beschreibenden Zustande wandte er sich endlich ab, trank hastig den Rest der Flasche aus

und begab sich dann schwindelnd und schwankend zu Bett, wo er noch mehre Stunden lang sich schlaflos umherwarf.

Als er am folgenden Morgen sehr spät aufgestanden war, sagte ihm Kehraus: „Herr von Quist sei schon sehr früh zu Gange gewesen, habe sein sämmtliches Gepäck besorgt, sei mit demselben zum Grafen Schalhaus gefahren und lasse dem gnädigen Herrn Lebewohl sagen."

„Es ist gut," sagte Sturm, aber es war ihm doch wieder ein Stich durchs Herz, obgleich er heute die Sache etwas kühler betrachtete, auch schon überlegt hatte, daß die Entfernung von Quist's doch auch ihre Vortheile haben werde. Er sah durchs Fenster hinaus. Wieder überzog den ganzen Himmel eine graue Wolkendecke und ein gleichmäßiger feiner Regen rieselte herab. Also auch heute durfte er nicht hoffen, den Baron und die schöne Thora zu sehen. Aber auch dem Cavalier wollte er nicht begegnen. Nachdem er gefrühstückt, fuhr er zur Eisenbahn und mit dieser nach Frankfurt, trieb sich dort im Regen den ganzen Tag über mißmuthig umher und kehrte erst mit dem letzten Bahnzuge nach Wiesbaden zurück.

Tags darauf hörte er, daß das gräfliche Paar mit Herrn von Quist abgereist sei. Aber der Himmel hatte sich aufgehellt, er konnte hoffen, heute wieder einen der Spaziergänge zu machen, die ihm mit so lebhaften Aussichten schmeichelten, und obgleich diese Hoffnung am Morgen getäuscht wurde, so erfüllte sie sich am Nach-

mittage um so angenehmer. Denn der Baron war weniger mittheilsam als sonst; Sturm fand dadurch Gelegenheit zur Unterhaltung mit Thora, und diese zeigte sich freundlicher und vertrauensvoller als je. Seine Empfindungen für sie wurden immer erregter. Allein weder an diesem noch an den folgenden Tagen fand er einen geeigneten Augenblick, ihr dieselben anzudeuten, und seine Ungeduld würde gewachsen sein, hätte er nicht wahrzunehmen geglaubt, daß er sich mit jedem Tage mehr in ihrer Gunst befestige.

An die Abwesenheit des Cavaliers mußte er sich erst allmählich gewöhnen. Sie hatte ihn zwar von einem gewissen Zwange befreit, der ihm häufig lästig geworden war, gleichwohl wußte er nicht recht, was er mit dieser Freiheit anfangen solle. Im Hause fehlte es ihm an Unterhaltung, außer dem Hause an Leitung und Rath. Indeß schloß er sich an einige junge Männer von Stande an, mit denen er ritt, fuhr, Partien machte und so seine Zeit leidlich ausfüllte, ohne darin jedoch Befriedigung zu finden; und wenn er unter ihnen der kühnste, wohl auch der wildeste sein konnte, in Gesellschaft Thora's und ihres Vaters von seiner heimlichen Leidenschaft ebenso sehr gepeinigt, als durch die Nähe und Freundschaft des schönen Wesens beglückt wurde, so hatte er doch einsame Stunden, in denen er sich tief unglücklich und verlassen fühlte. Die gute Jahreszeit nahte bereits ihrem Ende, ohne daß er mit Thora einen Schritt weiter gekommen wäre.

Eines Abends saß er im Speisesaal des Gasthofes an einem Tischchen allein, als ein jüngerer Mann von feinem Aeußern und vornehmer Haltung in den Saal trat, an den übrigen schon besetzten Tischen vorüberging, sich dann mit einer höflichen Entschuldigung Sturm gegenüber an dessen Tisch setzte und sich Speisen und Wein bringen ließ. Beide aßen und tranken eine Zeit lang schweigend, dann begann der Fremde eine leichte gleichgültige Unterhaltung. Als der Kellner aber das Speisegeschirr weggeräumt hatte und sie nur noch beim Wein saßen, faßte er Sturm scharf ins Auge und sagte: „Sah ich Sie nicht heute mit dem Baron Hasperg und der jungen Baronesse gehen?"

Sturm bemerkte, er habe die Ehre, die Herrschaften zu kennen, und gehe häufig mit ihnen.

„Ich nehme einigen Antheil an der Familie," sagte der Fremde, „und würde es Ihnen Dank wissen, wenn Sie mir Näheres über dieselbe mittheilen könnten."

Sturm fand keinen Anstand zu erzählen, was ihm bekannt war, ohne jedoch von Thora's Verhältniß zu dem jungen Forstmann etwas zu erwähnen. Der Fremde hörte aufmerksam zu, ohne eben befriedigt zu scheinen, saß dann einige Zeit nachdenkend und sagte zuletzt wie für sich: „Ja, wir verderben oft eben so viel durch unsere Vorsicht als durch unsere Sorglosigkeit, und doch gebraucht Gott beide schließlich zum Besten."

„Oder der Zufall, wenn sich's trifft," versetzte Sturm.

Der Fremde blickte ihn an und sagte: „Es kann Ihnen nicht bekannt sein, worauf sich diese Bemerkung bezieht. Uebrigens meine ich allerdings, daß Gott und nicht der Zufall die Welt und die Schicksale regiert."

Sturm hatte lange keine Gelegenheit gehabt, über diesen Gegenstand zu sprechen. Herr von Quist hatte nie Anlaß dazu gegeben und nur gelegentlich einmal geäußert, der Atheismus sei eben so geschmacklos als der Köhlerglaube; in der Gesellschaft war dergleichen natürlich nicht vorgekommen, und was der Baron mitunter davon berührt, war Sturm eben nur als Köhlerglaube erschienen, doch hatte er es, so sehr es ihn auch zum Widerspruch reizte, um Thora's willen schweigend hinuntergeschluckt. Hier aber fand er keinen Grund, diesem Reize zu widerstehen, und so begann er denn seine Ansichten dem Fremden auseinanderzusetzen. Dieser hörte ihm verwundert zu, warf nur hier und da ein fragendes Wort dazwischen, behielt aber durchaus seine ernste vornehme Haltung. Sturm dagegen, dem der Cavalier nicht mehr warnend, mäßigend, einschreitend zur Seite stand, ward in seinen vermeintlichen Beweisführungen immer lebhafter, redete immer eifriger, und endete zuletzt mit der leidenschaftlichsten Verurtheilung des altüberlieferten Glaubens.

Während er schwieg und, die Entgegnung des Fremden erwartend, diesen mit triumphirendem Blick ansah, flüsterte eine Stimme dicht an seinem Ohr: „Wären wir allein, so würde ich Sie umarmen und küssen." Er wandte

sich rasch um, sah jedoch nur eine elegant gekleidete Frauengestalt an einen der anderen Tische zurückgehen und sich dort niedersetzen und zwar mit dem Rücken gegen ihn, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte. Etwas zerstreut durch diese sonderbare Beifallsbezeugung einer Unbekannten, aber zugleich durch dieselbe geschmeichelt und bestärkt, richtete er wie herausfordernd seine Augen abermals auf den Fremden.

Dieser hatte ihn mit ruhiger Aufmerksamkeit angehört und war nur einige Male bei den stärksten Ausfällen leicht erröthet. Er hatte wohl gesehen, daß eine junge schöne Frau sich dicht hinter den Stuhl des Redenden gestellt; daß sie aber mit ihm gesprochen, war dem Fremden entgangen, da der Kellner soeben mit einer bestellten Flasche Sodawasser gekommen. Er trank zunächst langsam ein Glas der kühlenden Flüssigkeit aus und sagte dann:

„Auf dergleichen sollte man eigentlich nicht antworten. Aber ich möchte doch daran erinnern, daß Niemand mit solcher Leidenschaft und Erbitterung redet gegen ein bloßes Truggebilde, gegen einen für ihn inhaltlosen Begriff, sondern nur gegen ein Wirkliches, das auf ihn eindringt, von dem er sich losmachen, gegen das er sich wehren will. Wer von dem großen heiligen Wesen, das als lautere Macht die Welt erfüllt, die sein Werk ist, — wer von ihm seine Seele nicht mehr berühren läßt, dem fehlt die Grundlage alles Urtheils und Wissens von demselben: die Erfahrung. Und allerdings kann man sich dieser

verlustig machen. Wie man dann aber rücksichtlich dieser großen Dinge von Wissenschaft, gar von verneinender Wissenschaft reden will, ist so wenig abzusehen, als wie man ohne die Erfahrung des Lichts eine Wissenschaft vom Lichte haben könnte. Wer gesunde Augen hat, wird das Dasein, die Macht und die Wirkung des Lichts sich nicht ausreden lassen, und wenn sie ihm tausend Blinde bestreiten und noch so geistreich wegdemonstriren wollten."

Damit stand der Fremde auf, verneigte sich gegen Sturm und entfernte sich.

Sturm war aufgeregt vom heftigen Reden, verwirrt durch die zugeflüsterten Worte; allein es war ihm aufrichtig um die verhandelte Frage zu thun, und das Gehörte machte ihn betroffen. Er fühlte, daß er sich hiermit noch abfinden müsse, zugleich aber, daß es etwas Dunkles für ihn enthalte, und beides bewirkte, daß es sich, so sehr es seinem Sinne entgegen war, unwillkürlich seinem Gedächtnisse einprägte. Das geschah jedoch ihm selbst unmerklich, während er unmuthig über diese Art der Abfertigung noch einige Minuten sitzen blieb und bedachte, was er dem Fremden geantwortet haben würde, wenn dieser nicht fortgegangen wäre. Dann fiel ihm wieder die unbekannte Dame ein, er sah sich nach ihr um, aber ihr Stuhl war leer; sie mußte den Saal schon verlassen haben. Sein Interesse für sie verminderte sich, als ihm Thora's Bild vor die Seele trat. Indeß war es spät geworden. Er zahlte und begab sich nach seiner Wohnung.

Am folgenden Tage fühlte er wieder alle Wonne und alle Qual seiner zurückgezwungenen Leidenschaft, als er mit Thora und ihrem Vater einen ihrer gewohnten Spaziergänge machte. Thora hatte ihn heute sehr freundlich empfangen, war dann aber still und schien schwermüthigen Gedanken nachzuhängen. Der Baron sprach über das kritiklose Verfahren und die unberechtigten Aufstellungen der Naturforscher, sobald sie den Boden der Erfahrung verließen, und so wenig aufmerksam und so unzulänglich Sturm ihm auch zu folgen vermochte, so trafen manche Worte des Barons doch sonderbar zusammen mit den räthselhaften Worten des Fremden, über welche Sturm noch immer nicht hinauskommen konnte.

Sie waren indeß an einen einsamen, von Gebüsch umschlossenen Platz gelangt und hatten nicht bemerkt, daß ihnen in einiger Entfernung ein Herr, dem ein Jäger nachschritt, gefolgt war. Als sie hier stehen blieben, trat der Herr zur Seite, der Jäger ging auf die kleine Gesellschaft zu, überreichte dem Baron eine Karte und sagte, sein gnädiger Herr bitte um die Erlaubniß, sich den Herrschaften vorstellen zu dürfen.

Der Baron sah die Karte an, ward blaß und seine Lippen zitterten. Thora drängte sich an ihn.

„Es ist der Hasperg, der uns um unser Gut gebracht hat," sagte der Baron leise zu ihr.

„Weise ihn ab, Vater!" flüsterte sie.

Er schüttelte den Kopf, richtete sich stolz und fest

empor und sagte zu dem Jäger: „Ich werde den gnädigen Herrn erwarten.“

Der Jäger entfernte sich, und nach wenigen Augenblicken trat ein Herr herbei, den Sturm sogleich als den Fremden vom gestrigen Abend erkannte. Auf die beiden Anderen aber machte seine Erscheinung einen ganz unerwarteten Eindruck. Thora, plötzlich hoch erröthend und eben so schnell wieder erbleichend, griff, wie einer Ohnmacht nahe, nach einem Halt umher, und der Vater mußte sie auffangen und stützen. Zugleich aber wandte sich dieser gegen den Fremden und sagte:

„Sie sehen, Herr Müller, was Ihr unwillkommenes Erscheinen hier anrichtet. Ich habe nicht die Schwäche meiner seligen Frau. Gehen Sie jetzt! Ich erwarte hier Jemanden. Bei uns ist nicht Ihr Platz. Verschonen Sie uns auch künftig mit Ihrer Gegenwart.“

Trotz dieser Abweisung trat der Fremde näher und sagte mit bewegter Stimme: „Verzeihen Sie mir, theurer innig verehrter Vetter, daß ich es gewagt habe, mich unter erdichtetem Namen in Ihr Haus einzuführen, ja mich so meiner ewig geliebten Thora zu verloben. Ich bin Julius von Hasperg. Hören Sie mich! Da ich die gerichtliche Entscheidung, welche gegen Sie ausgefallen war, für hart und unbillig hielt, wollte ich Ihnen gewisse Anträge machen, fürchtete aber, daß bei der vieljährigen Verbitterung zwischen unseren Häusern Ihr Stolz Ihnen nicht gestatten werde, sie anzunehmen. Sie hatten eine so nachtheilige Meinung von mir, daß Ihnen dies als

eine Erniedrigung erschienen wäre. Darum sollten Sie mich selbst kennen lernen, und erst wenn es mir als Forstgehülfe Müller gelungen wäre, Ihre Achtung, Zuneigung, vielleicht Ihre Freundschaft zu erwerben, wollte ich mich zu erkennen geben und mit meinem Erbieten hervortreten. Da sah ich Thora. Mein Herz entbrannte für sie, und da ich meine Gefühle erwidert glaubte, entdeckte ich meinen Namen, meine Absichten und meine Liebe der seligen Frau Baronin. Sie gestattete, ja beförderte unsere Verlobung, doch sollte noch Niemand, auch Thora nicht, meinen Stand und Namen erfahren, bevor ich Ihrer günstigen Meinung, verehrter Vetter, sicher sei. Schon glaubte ich dieses Ziel erreicht zu haben, als ein äußerst dringendes Geschäft mich auf einige Wochen hinwegrief, und als ich wiederkehrte, war die Frau Baronin begraben, waren Sie und Thora verschwunden, Niemand wußte wohin, und all meine unausgesetzten Versuche, Sie wieder zu finden, sind bis vor wenigen Tagen, wo ich in der Schweiz mit einem Herrn von Quist zusammentraf, vergeblich gewesen. Nun stehe ich vor Ihnen mit den ehrerbietigsten Gefühlen eines Sohnes, mit meiner unvergänglichen Liebe zu Thora, und erwarte, wie Sie entscheiden werden über mein irdisches Glück."

„Und über das meine," hauchte Thora dem Vater zu.

Der Baron besann sich kurze Zeit. „Vetter Julius," sagte er, „was meine Heimgegangene gesegnet hat, kann ich nicht verwünschen. Nimm sie hin, lieber Sohn. Ich habe dich kennen gelernt. Ja, du bist ihrer werth."

Während dieses ganzen Auftrittes hatte Sturm in den peinlichsten Zuständen zur Seite gestanden. Niemand hatte ihn beachtet. Jetzt trieben ihn Eifersucht, Grimm und Verzweiflung von dannen. Er sah noch, wie der Baron die selig erglühende Thora in die Umarmung ihres Geliebten führte; dann stürzte er davon, zähneknirschend, blaß und verstört. Was sollte, was konnte er noch thun? Diese Frage trieb seine Gedanken im Wirbel umher, während er nach Hause rannte und Bäume, Menschen, Häuser wie Gespenster an ihm vorüberglitten. Er fühlte sich wie weggeworfen, wie zertreten. Es wäre ihm eine Erquickung gewesen, hätte er deßhalb den Baron oder Thora oder deren Geliebten anklagen können. Er fühlte, daß er es nicht könne. Was konnte er noch thun? Fliehen! Davongehen! Und kaum war ihm dieser Gedanke gekommen, so stand sein Entschluß fest.

Noch an demselben Tage wurde gepackt was zu packen, bezahlt was zu bezahlen war. Sturm wollte nach Baden-Baden. Der Tag verging ihm wie ein wilder Traum. Abends ließ er sich Wein holen und trank bis ihn das Bewußtsein verließ. In der Frühe des nächsten Morgens fuhr er auf der Eisenbahn davon. —

Einige Tage später erschien in dem Hause, worin er gewohnt hatte, eine schöne junge Frau, um sich nach Herrn von Sturm zu erkundigen. Als sie dessen Abreise erfuhr, der Hauswirth ihr auch nicht sagen konnte, wohin er gegangen, bat sie denselben mit lebhafter

Angelegentlichkeit, Nachforschungen darüber anzustellen, nannte sich ihm als Frau Aline Borek und bezeichnete ihm ihre Wohnung. Der Mann versprach alles, kümmerte sich aber nicht weiter darum, bis er nach mehreren Tagen seinen Hausknecht zufällig erwähnen hörte, Herr von Sturm sei nach Baden-Baden gereist. Da erst fielen ihm seine Versprechungen wieder ein, und er schickte den Hausknecht mit der Nachricht zu Frau Aline Borek.

Die heißere Jahreszeit war vorüber. Dem alten Holzdörfer, den es immer fror, war sie angenehm gewesen, aber sie hatte ihn sehr entkräftet. Er tobte nicht mehr wie früher, aber er war eigensinnig und mürrisch geworden; sein alter Liebling Milo erregte kaum noch seine Theilnahme, selbst der Einfluß Christian Stiller's vermochte wenig über ihn. Dabei steigerten sich seine Bedürfnisse, und er verlangte oft Dinge, die nur mit größter Schwierigkeit zu schaffen waren.

Die gute fleißige Frau stickte und stickte und verdiente damit doch kaum mehr als das Nothwendigste. Sie klagte wohl einmal, aber am meisten über die zunehmende Schwäche und die trübselige Stimmung ihres Alten, den sie mit unermüdlicher Geduld und Treue pflegte. Jeder dachte, es würde eine Erlösung für sie sein, wenn der stumpfe kindische Greis durch sein Abscheiden von ihr genommen würde; aber man brauchte darauf nur hinzudeuten, so kamen ihr die Thränen in die Augen; und

wenn sie selber mitunter kränkelte, so war ihre einzige Angst, daß sie vor ihrem Alten sterben könne und dieser dann Keinen hätte, der immer um ihn wäre und ihn verstände und mit Liebe für ihn sorgte. Jeder Tag, an dem sie ihn noch hatte, war ihr wie ein geschenktes Glück. Und doch zeigte er ihr weder Dankbarkeit noch Liebe noch Theilnahme, und nur in seltenen lichten Augenblicken, zwischen denen oft viele Wochen hingingen, drückte er ihr wohl einmal die Hand; dann aber strahlte ihr gutes altes Gesicht tagelang vor Freude. Bei dem jetzigen Zustande des Greises war dies lange nicht vorgekommen. Er blieb theilnahmlos und verdrossen, sogar wenn er mit den geschnitzten Thieren spielte.

Eines Tages wollte Marie Stiller der Frau Holzdörfer einen Besuch machen und veranlaßte Anna, sie zu begleiten. Seit der wunderlichen Weihnachtsbescherung war Anna nicht bei dem alten Paare gewesen. Als sie eintraten, kam ihnen die Frau von ihrem Stickrahmen mit freundlicher Bewillkommnung entgegen. Der Greis saß mürrisch vor sich hinbrütend in seinem Stuhle. Marie trat zu ihm und begrüßte ihn. Er sah sie mit den glanzlosen Augen an, nickte schläfrig und sagte nichts. Als aber Anna in das volle Licht des Fensters vor ihn trat, belebte sich sein Blick, ein verwundertes Lächeln ging über sein Gesicht und er reichte ihr seine Rechte, während er mit der Linken die faltenreiche Stirn strich, als müsse er sich auf etwas besinnen. Wahrscheinlich gelang ihm dies nicht, aber er fuhr fort zu lächeln, nickte

Anna zu, die beides erwiderte, und sagte dann: „Frau, das kleine Mädchen soll hier bleiben."

„Ja, Holzdörfer, das soll sie," sagte die Frau, während sie, glücklich über die mit ihm vorgehende Veränderung, Marien leise anstieß, um diese darauf aufmerksam zu machen.

„Ich will mich zu Ihnen setzen, Herr Holzdörfer," sagte Anna, „und wir wollen plaudern."

Er schüttelte den Kopf, lächelte sie aber noch immer an und sagte: „Du mußt mir Geschichten erzählen."

Ja, das versprach sie ihm, und mit dem Takt eines liebreichen Gemüthes setzte sie sich ohne weiteres vor ihn hin, holte ihre mitgebrachte Näherei hervor und erzählte ihm, während sie dazu arbeitete, die schönsten Märchen, Sneewittchen, Aschenputtel, Rothkäppchen und dergleichen. Der alte Papa blickte sie dabei fortwährend wie aufgewacht an, sah bald gespannt, bald ängstlich, bald fröhlich aus, ganz wie ein aufmerksam horchendes Kind, und schloß zuletzt mit heiterem Lächeln die Augen. Vielleicht schlief er, vielleicht waren nur seine Sinne erlahmt, offenbar aber sah und hörte er nichts mehr.

Die Frau hatte bis dahin an ihrem Stickrahmen, und Marie, bei ihr sitzend, an einer Näherei gearbeitet, mitunter zuhörend, mitunter zusammen flüsternd. Jetzt kam die erstere zu Anna und liebkosete ihr auf das dankbarste. Nun sei sie ganz glücklich, sagte sie, denn so heiter und zufrieden sei ihr Alter seit lange nicht gewesen, jetzt aber wisse er nicht mehr, was um ihn

vorgehe. Anna habe ihn mit ihrer Freundlichkeit und ihren Märchen ganz umgestimmt, er sei ja wie aufgelebt gewesen, und sie wollte Anna die Hände küssen, wenn sie ihn von Zeit zu Zeit besuchen wolle. Jene versprach ihr das und setzte sich zu den Andern.

Nicht lange darauf kam Stiller, freudig überrascht, Anna mit seiner Schwester hier zu finden. Frau Holzdörfer erzählte ihm sogleich mit dem glücklichsten Gesicht, wie Anna den alten Papa ermuntert und erheitert habe, und wunderte sich beinahe, daß Stiller dies ganz natürlich fand. Vielleicht würde es ihn nicht verwundert haben, wenn der Alte von ihrem Anblick und ihrer süßen Stimme an Leib und Seele völlig genesen wäre. Aber glücklich war er auch darüber, drückte der Geliebten dankbar die Hand und schwelgte in dem Anblick des lieblichen, immer wieder erröthenden Gesichts.

Nachdem sie einige Zeit miteinander geplaudert hatten, bat Frau Holzdörfer Stiller um eine Besorgung. Sie hatte schon vor einigen Monaten eine Stickerei für Frau Isidor Löwe abgeliefert und bedürfe, da es ihr recht knapp gehe, der Bezahlung. Ob sich Stiller darnach nicht gelegentlich umsehen wolle? Als er dies versprochen, sagte Marie, bei diesem Anlasse könne er Frau Löwe auch wohl an die Berichtigung ihrer Rechnung für ein paar Kleider erinnern. Auch das versprach er. Bald darauf zog ihn Anna zur Seite und sagte: „Nun will ich Sie auch um etwas bitten, das muß aber geheim bleiben. Ich weiß, daß die Frau – ich meine die

Wittwe meines seligen Vaters — ich kann sie wirklich nicht anders nennen — ich weiß, daß sie die völlige Hausmiethe nicht bezahlen kann, und wenn sie es könnte, so würde sie es doch nicht thun. Ich habe immer dafür im voraus zurückgelegt. Nun möchte ich nicht, daß sie hinausgeworfen würde; sie trägt einmal meines Vaters Namen, und ich habe das Geld auch diesmal zurückgelegt. In das Haus mag ich aber um keinen Preis gehen, es wäre mir schrecklich, wenn ich ihr dort begegnen sollte. Wie wir aber hierher gehen wollten, dachte ich natürlich an Sie und wußte auch, wenn ich Sie bäte, würden Sie dem Hauswirth gewiß das Geld bringen. Darum steckte ich es ein, und hier ist es, und nicht wahr? Sie erfüllen meine Bitte. Aber es bleibt unter uns."

Beides versprach er aufs eifrigste. Er war glücklich, etwas für Anna thun zu können, und nun gerade dies, wobei sie ihm noch einmal so schön dünkte als sonst; nur war es ihm nicht genug, er hätte so gern etwas Großes und Schweres für sie verrichtet. Aber er sagte das nicht, er fühlte und dachte es nur. Sie händigte ihm insgeheim das Sümmchen ein. Nur Marien war es bekannt, wie viel Verzichte und Entbehrungen das heitere Wesen sich lachend auferlegte um zu sparen, doch hätte sie dabei jeden andern Zweck eher vermuthet, als daß Anna es thue, um dem Weibe, von dem sie nie mehr sprach, von Zeit zu Zeit durch die Stadtpost kleine Unterstützungen schicken zu können und die Hausmiethe für sie zu bezahlen.

Stiller hatte heute einen freien Tag und wußte nicht, wann ein solcher wiederkehren werde. Er riß sich daher bald los, um die verheißenen Gänge zu thun, und begab sich zuerst nach dem Hause, in welchem die Wittwe Morgenstern wohnte.

Der Hauswirth, ein rechtlicher, geradsinniger Bürger, fragte Stiller, der ihm übrigens unbekannt war, wie er dazu komme, für das unnütze Weib zu bezahlen. Stiller erwiderte, er thue es selbst nur im Auftrage eines Dritten, der nicht genannt sein wolle. Es wundere ihn, sagte der Hauswirth, daß sich noch Jemand einer solchen Person annehme. Er hätte ihr am liebsten aufgekündigt, aber so lange für sie bezahlt werde, nehme er bei den schlechten Zeiten, wo so viele Wohnungen leer stünden, lieber das Gewisse für das Ungewisse. Lange werde es die Person nicht so forttreiben können. Seitdem die hübsche Stieftochter nicht mehr bei ihr sei, werde es mit jedem Tage schlimmer. Zwar habe sie schon vorher getrunken, aber nur heimlich; es scheine, als habe sie sich vor dem Mädchen geschämt; jetzt sei sie jeden Tag betrunken. Ein Stück Hausgeräth nach dem andern werde verkauft oder verpfändet, und wenn es so weiter gehe, werde sie bald auf dem nackten Boden schlafen müssen.

Stiller nahm sich vor, dies Anna zu verschweigen, doch zu versuchen, ob einige ernste Warnungen auf das Weib nicht wirken würden, und als er die Zahlungsbescheinigung empfangen, ging er zu der Wohnung der Wittwe hinauf. Das Zimmer war fast leer, Alles, was

einem Gemache Wohnlichkeit giebt, Sopha, Schränke, Stühle, Spiegel, selbst die Fenstervorhänge waren verschwunden, nur noch ein elender Tisch stand da, auf dem ein Rest Brot und eine fast leere Branntweinflasche zu sehen war, und vor ihm ein Lehnstuhl, in welchem die Unselige, aufgedunsen und mit halbgeschlossenen Augen vor sich hinstierend, mehr lag als saß. Ihr bunter, höchst unordentlicher Anzug war überaus unreinlich, wie denn auch der Boden des Zimmers seit Monaten nicht gefegt zu sein schien. Als Stiller mit ihr zu sprechen versuchte, lallte sie nur einige zusammenhangslose Silben, ohne sich sonst zu regen, und er sah wohl, daß hier jedes Wort unnütz sei. Er verließ daher eilig den widrigen Anblick und die abscheuliche Atmosphäre des Zimmers und athmete erleichtert auf, als er sich wieder in freier Luft auf der Straße fühlte.

Aber wie war die gnädige Macht zu preisen, welche Anna nicht bloß vor den verderblichen Einflüssen dieses Weibes beschirmt, sondern die eigenen Ränke der letzteren auch gebraucht hatte, um das unschuldig heitere Wesen vor dem niederdrückenden Miterleben dieser Versunkenheit zu retten!

Diese Gedanken brachten ihm Anna's Bild und mit ihm eine Menge lieblicher Melodien in die Seele, welche ihm den ziemlich langen Weg bis zu Isidor Löwe's Haus verkürzten.

Endlich glänzte ihm die große goldene Namensinschrift an einem stattlichen Gebäude entgegen. Aber

das Haus machte einen sonderbar verlassenen Eindruck. Im Erdgeschoß waren sämmtliche Fensterläden geschlossen und im ersten Stock alle Fenster verhängt, und als er eintrat, sah er die in die Geschäftszimmer führende Thür mit ein paar großen amtlichen Siegeln versiegelt. Auf der Haustreppe saß ein ältlicher Mann, der bei Stiller's Anblick aufstand und sich ihm mit geheimnißvoller Miene näherte.

Als sich Stiller bei ihm nach Frau Isidor Löwe erkundigte, sagte der Mann: „Gott im Himmel, lesen Sie denn keine öffentlichen Blätter? Die Frau ist mit ihren Kindern ja schon seit drei Wochen zu ihren Eltern nach Amsterdam fortgereist."

„Dann muß ich Herrn Isidor Löwe sprechen," sagte Stiller.

Der Mann fixirte ihn und sagte: „Hören Sie! Sie können mir vertrauen. Haben Sie etwas für ihn?"

Stiller hielt es für das Beste, Ja zu sagen.

„Er hat sich ausquartiert," versetzte der Andere; „Sie könnten es mir geben, aber es ist besser, Sie bringen es ihm selbst." Er nannte dann eine Herberge in einer Vorstadt als jetzigen Aufenthalt Löwe's und bezeichnete Straße und Hausnummer.

Stiller dankte ihm und trabte den weiten Weg hinaus. Er begriff, was vorgegangen sei, hoffte aber, daß Isidor Löwe noch im Stande und zu bewegen sein würde, die beiden für ihn so kleinen und für die Frauen so großen Posten zu bezahlen. Nach langem Wandern

und Suchen fand er die Herberge, wo der Wirth, ein kleiner Mann mit blöden Augen, ihn eine steile Treppe hinaufwies. Als er in das ihm bezeichnete Zimmer trat, fiel sein Blick zuerst auf einen grauhaarigen Buckligen in schäbiger Kleidung, der auf einem Sacke saß, an den Nägeln kaute und ihn grimmig anstarrte, dann auf einen jüngeren wohlgekleideten Mann, der vor einem Tische sitzend eifrig zu rechnen und zu schreiben schien. Stiller hielt diesen für Isidor Löwe, und es fand sich, daß er richtig vermuthet hatte. Er sprach ihm sein aufrichtiges Bedauern aus über das, was ihn betroffen, seine Hoffnung, daß er noch im Stande sein werde, ein paar sehr geringe Forderungen zu berichtigen, und suchte dann seine Bitte um die Bezahlung namentlich durch eine lebhafte Schilderung der bedrängten Lage der Frau Holzdörfer zu begründen.

Bevor noch Isidor Löwe die Lippen öffnen konnte, rief der Bucklige heftig: „Gehen Sie fort! Melden Sie die Forderungen beim Concursgericht an. Er hat nichts. Er kann nichts bezahlen."

„Sie sehen," sagte Löwe, „ich habe Unglück gehabt — allein —"

„Löwe, Sie lügen!" unterbrach ihn der Bucklige. „Kein Unglück haben Sie gehabt. Dumm sind Sie gewesen, dumm, und haben sich und mich ruinirt. Wir können mit Hadersäcken durchs Land laufen."

„Wir haben bloß etwas zu viel gewagt, Krakauer," versetzte Isidor Löwe.

„Wir? Nein Sie, der mein ganzes Kapital in Händen hatte. Sie wollten leimen und sind geleimt worden. Gott, wie mich das freuen würde; könnte ich nur mein Geld herausreißen! Und was heißt gewagt? Heißt gewagt, wenn man aufs Eis gehen will, ehe es gefroren ist?"

„Das habe ich nun schon hundert Mal hören müssen."

„Sie sollen es noch al pari hören und mit mehr Prozenten darüber, als Ihre Masse zahlen wird. Oder haben Sie noch einen Narren, dem ich Löschwische für gute Papiere verkaufen kann? Alles, was ich damals gerettet habe —"

„Wollen Sie schweigen?" schrie Isidor Löwe mit so heller Stimme, daß Krakauer, ihn mit wilder Neugier anstarrend, wirklich verstummte. Dann wandte sich jener wieder zu Christian und sagte: „Sie nannten Ihre Schwester Marie Stiller. War sie nicht die Braut von einem gewissen Arbeiter Ludwig Sturm?"

Verwundert über diese Frage, bejahte sie Stiller, worauf Löwe ihn fragte, wie hoch sich Mariens Forderung belaufe. Er nannte den Betrag.

„Krakauer!" sagte Isidor Löwe mit einem eigenthümlichen Blick. „Wir haben ja noch eine Kleinigkeit. Ich will die Hälfte zahlen. Legen Sie die andere Hälfte dazu."

„Ein Drittel will ich geben," sagte Krakauer mit dem Ausdruck eines schwer errungenen plötzlichen Entschlusses.

Beide handelten und markteten nun mit einander, bis nach langem heftigen Streite Löwe fünf Achtel und Krakauer drei Achtel der Forderung Mariens bezahlten. Auf die Forderung der Frau Holzdörfer wollten sie sich aber in keiner Weise einlassen, obgleich Christian ihnen dringend vorstellte, daß diese weit bedürftiger sei als seine Schwester, ihr Guthaben auch um die Hälfte geringer war als Mariens. Zuletzt hörten sie gar nicht mehr auf ihn und machten nur noch einander die bittersten Vorwürfe, unterbrochen von Klagen über ihre Verluste, die ihnen Thränen in die Augen trieben, so daß Stiller es für das Beste hielt, nach einem kurzen Abschiedsworte davonzugehen. Aber auch draußen und auf der Treppe und bis er das Haus verließ, hörte er sie droben noch in wirrem Durcheinander streiten und jammern und schelten.

Auf dem langen Rückwege gab ihm das Erlebte und Gehörte allerlei zu denken und zu vermuthen. Am unangenehmsten war es ihm, daß er nicht auch das Geld für die fleißige alte Frau erhalten hatte. Sie mußte ja glauben, er habe für sie sich nicht so eifrig bemüht wie für seine Schwester. Nun fiel ihm zwar ein, daß er es allenfalls ersetzen könne. Er hatte für die Mitwirkung in einigen Konzerten eine hübsche außerordentliche Einnahme erhalten und meinte, den Betrag wohl entbehren zu können, aber dann mußte er sagen, er habe ihn von Isidor Löwe erhalten, und das war eine Unwahrheit. Nach langem Sinnen fiel ihm ein

Ausweg ein. Er wollte die kleinere Summe von dem Gelde seiner Schwester nehmen und dann dieses von dem Seinigen vervollständigen. Auch blieb er sofort stehen, that darnach und wickelte beide Beträge gesondert ein. Dabei mußte er über diesen harmlosen Selbstbetrug selbst lachen, kam dadurch in seine gewöhnliche heitere Stimmung und kehrte so zu den Frauen zurück, denen er das Geld aushändigte und erzählte, was die unschuldige Täuschung ihm zu erzählen erlaubte. Der Geliebten steckte er die Empfangsbescheinigung unvermerkt zu.

Anna vergaß nicht, was sie der Frau Holzdörfer versprochen, und kam, so oft es ihre Geschäfte gestatteten, um den kindischen Greis durch ihren Anblick und ihre Märchen zu erheitern, was ihr jedesmal gelang. Je seltener unter diesen erfreulichen Eindrücken seine unzufriedene und wilde Laune wiederkehrte, desto mehr schien seine Körperschwäche zuzunehmen, desto dünner aber auch der Vorhang zu werden, der seine Besinnung einhüllte, so daß vornehmlich die Dankbarkeit gegen seine treue Frau immer sichtbarer sich äußerte, und einzelne wenn auch nur flüchtige Momente eintraten, in denen er ganz verständig redete.

Stillern traf Anna fast nie dort. Ueberhaupt sahen sich die beiden Liebenden jetzt seltener, denn mit dem Eintreten der herbstlichen Jahreszeit wurde Stiller's Thätigkeit durch Proben und Aufführungen um so stärker in Anspruch genommen, da der Kapellmeister, den sein Spiel immer mehr befriedigte, ihn nun auch bei Konzerten

und Quartetten zuzog. Aber beisammen oder nicht, immer fühlten sich Christian und Anna ungeschieden, erkannten bei jedem Wiedersehen an Blick und Händedruck und tausend Kleinigkeiten die Unvergänglichkeit ihrer innigen wechselseitigen Liebe, und waren glücklich in ihr, auch wenn sie sich nicht sahen. Frau Rebhan, die sie an Sonntagen mitunter besuchten, erkannte so gut wie Marie das unausgesprochene Verhältniß des heiter glücklichen Paares und segnete es im Stillen.

Es war an einem Novembertage, als Stiller, von einer Musikprobe heimkehrend, vor der Wohnung der Wittwe Morgenstern von deren Hauswirth angerufen wurde. Ob er es nicht sei, fragte ihn dieser, der die letzte Hausmiethe für die Frau bezahlt habe. Stiller bejahte es. Er wolle ihm nur sagen, fuhr Jener fort, daß es mit dem unnützen Weibe bald zu Ende gehen werde. Sie sei in einem ziemlich hoffnungslosen Zustande schon vor mehreren Tagen in das Krankenhaus transportirt worden. Stiller dankte ihm und eilte sogleich nach der bezeichneten Anstalt, wo er sich an das Bett der Kranken führen ließ.

Sie sah zerstört und verzweifelnd aus, offenbar ging es rasch mit ihr zu Ende, aber sie war bei Besinnung und erkannte ihn sogleich. Auf seine Frage, ob er etwas für sie thun könne, antwortete sie nicht; mit heiserer tonloser Stimme stieß sie nur Verwünschungen aus über die ungehorsame undankbare Kreatur, die durch ihren albernen Eigensinn sie um den besten Verdienst gebracht

habe, während sie beide von dem Gelde des Grafen wie Damen hätten leben können. Dann fluchte sie denen, die sie hierhergebracht hätten, wo sie sterben müsse, und bei diesem Gedanken brach sie aus in eine Mischung von Jammerklagen und Lästerreden, wobei das entsetzlichste Grausen in ihren Zügen stand und sie schüttelte.

Stiller war auf das tiefste von diesem Ausgange eines durch Sünde verwüsteten Lebens erschüttert, und was er sah und hörte, ward ihm so unerträglich, daß er schon davon gehen wollte, als die Kranke plötzlich einen sonderbaren wegschwindenden Ton ausstieß und dann stumm dalag. Ein gerade vorübergehender Arzt trat herzu und erklärte sie für gestorben.

Erst nach einem längeren Gange durch abgelegene stille Straßen konnte sich Christian soweit erholen, daß es ihm möglich wurde, Anna aufzusuchen und ihr, ohne Erwähnung der näheren Umstände, den Tod der Stiefmutter mitzutheilen.

„Gott möge ihr vergeben!“ sagte Anna erblassend und mit Thränen in den Augen. „Ich weiß nicht — sie hat meinem Vater das Leben verkümmert, sie hat nie ein Gutes an mir gethan, wir gehörten gar nicht zusammen, und doch erbarmt mich ihr Ende.“ Sie bat ihn dann, auf ihre Kosten ein anständiges Begräbniß zu besorgen.

Stiller erfüllte ihren Wunsch mit dem innigen Behagen, ihr damit seine Dienste zu widmen, so unerfreulich auch der Anlaß dazu war. Anna war einige Tage still und

in sich gekehrt; dennoch fühlte sie sich durch die Hinwegnahme der Wittwe, deren Ansprüche sie noch immer gefürchtet hatte, wie befreit, und nach einem Besuche bei Tante Rebhan lebte bald ihre ganze frische Heiterkeit wieder auf. Stiller, der sie in dieser Zeit öfter, wenn auch nur auf Augenblicke, besuchte, sah dies mit inniger Freude. Aber eine größere Freude stand ihm bevor.

Eines Abends nach einer Aufführung rief ihn der Kapellmeister bei Seite und sagte: „Endlich, mein lieber Herr Stiller, habe ich für Sie erreicht, was ich erreichen wollte. Der Generaldirektor wollte mir lange nicht glauben, daß Sie seit mehreren Monaten zu unseren vorzüglicheren Geigenspielern gehörten; noch vor einem Jahre hätte ich selbst nicht geglaubt, daß Sie es dazu bringen würden; aber wie ich schon früher, hat nun auch er sich bei Ihren Solopartien, die ich Ihnen deßhalb zutheilte, überzeugt, daß gleichsam ein ganz neuer Geist über Sie gekommen ist. Fahren Sie so fort. Hier ist Ihr Anstellungsdekret."

Stiller's Herz jubelte. Er nahm das eingesiegelte Dokument unter den wärmsten Danksagungen entgegen, denen sich jedoch der Kapellmeister schnell entzog, und eilte damit hochklopfenden Herzens und beflügelten Schrittes nach dem Hause, in welchem Anna und Marie wohnten. Allein es war spät, der Weg war weit, und als er ankam, waren die Fenster der Mädchen finster, die Hausthür geschlossen. So mußte er denn alles, was er sagen wollte — und wie unerschöpflich viel war das — auf

morgen verschieben. Aber die gute Frau Holzdörfer mußte noch heute seine Freude theilen. Er mußte ja ohnehin ihr noch helfen, den alten Papa ins Bett zu schaffen. So eilte er denn nach Hause, die Treppen hinauf und trat fast athemlos bei ihr ein.

„Ich habe meine Anstellung!“ jauchzte er ihr entgegen, indem er das versiegelte Schriftstück zeigte.

Die alte Frau beglückwünschte ihn auf das herzlichste und mit wahrhaft mütterlicher Theilnahme, fragte ihn dies und das, bemerkte aber dann, daß er das Couvert noch gar nicht geöffnet habe.

Das solle erst morgen geschehen, sagte er.

Sie versuchte die frohe Nachricht ihrem Manne beizubringen, aber es war vergeblich. Nachdem der Alte sodann von ihr und Stiller auf sein Nachtlager gebracht war, wünschte ihr Christian gute Nacht und begab sich in sein Zimmer.

Noch lange schritt er darin hin und her, wie getragen von den Flügeln seines Glückes, hoffnungstrunken und voll unaussprechlicher Dankbarkeit gegen die Macht, die ihn so gesegnet. Aber nicht die feste Anstellung, nicht die gesicherte Einnahme, so groß diese bei seinen bisherigen beengten Umständen ihm auch erschien — nicht diese um ihretwillen beglückten ihn so, sondern das, was sie ihm möglich machten, was er nun, was er schon morgen sagen, gewinnen, besitzen konnte. Mit diesen Gefühlen legte er sich nieder, und sie begleiteten ihn durch seinen Schlaf und seine Träume.

Am anderen Morgen, so früh es anging, eilte er nach der Wohnung seiner Schwester. Sie war schon ausgegangen. Anna, die liebliche, immer erröthende, grüßte ihn von ihrer Arbeit auf und sagte, als sie ihn ansah, wie vor einem Glück erbangend: „Aber was giebt's? Was ist Ihnen Gutes begegnet? Sie sehen ja aus wie ein Sonnenstrahl!"

„Sie müssen es selbst lesen," erwiderte er, indem er ihr das Schreiben hinreichte. „Schneiden Sie das Siegel auf!"

Sie that es, zog den großen Bogen aus dem Umschlag, entfaltete ihn und las. Er hatte sich hinter sie gestellt, um mitzulesen, und als er wahrnahm, daß sie damit fertig sei, sagte er leise:

„Anna, meine gute süße, über Alles geliebte Anna! Könnten wir zwei hiermit nicht einen glücklichen Hausstand gründen?"

„O Christian!" rief sie, indem sie erglühend aufsprang. „Ja, den glücklichsten!"

Sie sank in seine ausgebreiteten Arme, und in ihnen und um sie her war lauter Glück und Sonnenschein.

Marie kam dazu. Wie aufrichtig war ihre stille innige Freude, als sie Alles erfuhr! Und wie zart war es von den Liebenden, als sie der Schwester ihre überschwengliche Glückseligkeit zu verbergen suchten! Sie wurde dadurch nicht geringer, nur inniger.

Noch an demselben Tage gingen sie zu Tante Rebhan. Die greise Gichtbrüchige vergaß alle ihre Schmerzen über

das Glück ihres Lieblings und rief die edelsten Segnungen herab auf ihren Bund.

„Ich habe das lange kommen sehen,“ sagte sie dann.

„Ich auch,“ sagte Christian mit einem freudetrunkenen Blick auf die Geliebte.

Und mit ihrem rosigsten Erglühen lispelte Anna: „Ich auch.“

Sturm hatte nach seiner Ankunft in Baden es Kehraus überlassen, eine schickliche Wohnung zu miethen; aber sie sollte einsam, womöglich versteckt liegen. Zufällig fand sich eine solche sofort. Sie war hübsch ausgestattet, hatte die Aussicht nach dem alten Schlosse und einen freundlichen schattigen Garten.

Den neuen Bewohner kümmerten diese Annehmlichkeiten so wenig als die Reize der Gegend. Er verließ kaum das Zimmer, ging höchstens einmal durch den Garten und ließ sich Speise und Wein ins Haus holen. Unter die Menschen zu gehen, scheute er sich. In Wiesbaden hatte er den Verlust des Cavaliers nicht so sehr gefühlt; dort hatte er unter dessen Führung bereits Bekanntschaften und Verbindungen angeknüpft, die sich von selbst fortsetzten. Hier hätte er sich selbständig einführen müssen, und dazu fehlte es ihm an Gewandtheit. Aber noch mehr trieben ihn seine Wiesbadener Erfahrungen in die Einsamkeit, die ihm nun erst recht grell vor die Seele traten, je ungestörter er sie wieder und wieder durchdenken konnte. Die herzlose demüthigende Weise,

mit welcher der Cavalier von ihm geschieden, kränkte ihn immer von neuem, je mehr sie ihn erinnerte, was er doch nur zu sein schien, und was er im Grunde war. Noch unglücklicher machte ihn die Zertrümmerung all der leidenschaftlichen Hoffnungen, die er an Thora geknüpft hatte. Für ihn war es zweifellos, daß sie dieselben errathen, in ihrer Weise genährt, ja im Stillen getheilt habe, nur noch die Gelegenheit zur gegenseitigen Erklärung hatte ihnen gefehlt; und dann, nachdem er viele Wochen hindurch sich ihr allein geopfert, hatte sie ihn in einem einzigen Augenblicke aufgegeben, ohne sich nur nach ihm umzusehen, als wäre er nie gewesen. Und während er in tiefer Verbitterung an diesen Erinnerungen herumnagte und würgte, mußte ihm nun noch und zum ersten Male seine Verschuldung gegen Marie vor die Seele treten. Wie er sich nach und nach gewöhnt hatte, alle Erinnerungen aus seiner Vergangenheit sich aus dem Sinne zu schlagen, so hätte er auch jetzt wohl an seine ehemalige Verlobte, die geringe arme Näherin, nicht gedacht; aber in seinem Zimmer hing an der Wand das Bild einer Prinzessin, das die auffallendste Aehnlichkeit mit Marie hatte und seine Gedanken wider Willen auf sie zurücklenkte, so oft es ihm in die Augen fiel. Hatte er dieses ehrliche feste treue Herz nicht noch viel schnöder hinweggeworfen, als es ihm von Thora geschehen war? Und wäre er ihr treu geblieben, hätte sie sich nicht eben so gut wie er selbst für seine jetzige Lage ausbilden können?

Gedachte er sodann, was ihn zuerst ihr entfremdet hatte, die Ansichten und Meinungen, Pläne und Zwecke seiner ehemaligen Genossen, so kamen ihm nicht bloß diese jetzt unglaublich thöricht und frevelhaft vor, auch die freche Gottesleugnung, deren sie sich rühmten, deren er sich selbst noch vor Kurzem gerühmt hatte, wurde ihm immer verdächtiger. Aeltere widersprechende Empfindungen und Regungen drängten sich ihm auf, und dann tönten ihm die wenigen nachdrücklichen Worte in den Ohren, die ihm der Fremde gesagt, und die ihr Gewicht nicht dadurch verloren, daß jener als Julius von Hasperg bei der schönen Thora den Sieg über ihn davongetragen.

Alles dies ging aber nicht etwa als ruhige Betrachtungen durch Sturm's Seele. Dazu hätte er einen inneren Halt haben müssen, den ihm der äußere Firniß nicht hatte geben können. Es war ein ungeordnetes Durcheinanderwogen peinlichster Bilder, Empfindungen und Gedanken, die, wie ihn dünkte, nicht er hatte, nein, die ihn hatten und nicht losließen.

So hatte er schon Tage und Nächte in dem unglücklichsten Zustande verbracht, als eines Morgens an seine Thür geklopft wurde und, obgleich er nicht Herein gerufen, unangemeldet eine schöne junge Frau lachend hereintrat und mit leuchtenden Augen sich ihm näherte.

„Sie sind es! Ja, Sie sind Ludwig von Sturm!" rief sie mit einer wohlklingenden Stimme.

Er verbeugte sich schweigend.

„Sie können nicht vergessen haben, was ich Ihnen in Wiesbaden ins Ohr gesagt,“ fuhr sie fort, „aber obgleich wir allein sind, löse ich mein Wort noch nicht. Für jetzt ist es genug, daß wir beisammen sind, daß ich Sie endlich aufgefunden habe, und wenn Sie es mir schwer gemacht haben, so können Sie daran sehen, mit welcher Naturmacht es mich Ihnen nachzog.“

Ein Entgegenkommen dieser Art war Sturm etwas Neues. Die Gegenwart der schönen Frau verscheuchte die Wolken von seiner Stirn und er bemühte sich, auf schickliche Weise seine Freude über ihre Bekanntschaft auszudrücken. Er fragte nach ihrer Wohnung. Sie war ganz in der Nähe.

„Ich hoffe,“ sagte sie, „daß Sie mich dort oft besuchen, so oft, daß ich nicht zu Ihnen zu kommen brauche.“

Er versprach ihr dies mit Lebhaftigkeit. „Gewiß würde man mich,“ fügte er hinzu, „sofort zu Ihnen weisen, wenn ich nach der schönsten Dame in dem Hause fragte; aber es wäre doch wohl passender, Sie unter Ihrem Namen zu erfragen.“

„Der ist mir verhaßt,“ sagte sie, indem sie sich setzte und Sturm sich neben ihr niederzulassen einlud. „Er stammt von meinem Manne. Nennen Sie mich Aline, wenn wir unter uns sind. Vor den Menschen muß ich mich nach ihm Aline Borek nennen. Man hat mich ihm angetraut, ehe ich recht wußte, was damit geschah.“

„Geschah das denn gegen Ihren Willen?“ fragte Sturm.

„Nein, aber ich war zu jung, um Liebe zu kennen. Ich schwärmte für Kunst, Poesie, Genialität, und Borek schien sie zu besitzen. Ich war zu unreif, um Originalität von Nachahmung zu unterscheiden. Als er um mich warb, glaubte ich mit ihm eine neue herrliche, von Geist und Leben funkelnde Welt zu gewinnen, und so gab ich mich ihm. Ich war getäuscht, und versuchte dann jahrelang mich selbst zu täuschen. Auf die Dauer ging das nicht, ich mußte allmählich seine Juwelen für böhmische Steine erkennen; das kehrte mein Inneres von ihm ab, trieb mich in mich selbst hinein, ich fing an zu forschen, zu denken, und schüttelte dann mit der einen Täuschung alle Täuschungen ab, die doch von Kind auf nur lose an mir hingen. Er giebt noch vor, mich zu lieben, glaubt es vielleicht selbst; aber seine Annäherung, seine Zärtlichkeiten wurden mir längst unerträglich. So bin ich von ihm gegangen. Wir sind nicht geschieden, aber auch nicht beisammen. Ich habe ihn für frei erklärt, aber auch mich, lebe, wo es mich anmuthet, schreibe, was mir einfällt, und genieße, was Kunst und Natur bieten. Wissen Sie nun, wen Sie vor sich haben?"

„Auf jeden Fall die freisinnigste, geistreichste und liebenswürdigste Frau," sagte Sturm.

„Nur keine leeren Artigkeiten, keine Schmeicheleien!" fiel sie rasch ein. „Auch Sie — ich habe es an jenem Abend gehört — sind über die Täuschungen der Menschen hinaus. Lassen Sie uns wahr, gerade und natürlich gegen einander sein. Haben Sie hier schon Bekanntschaften?"

„Nicht eine einzige," erwiderte er.

„Herrlich!" rief sie. „Was können uns die Truthähne, Pfauen und Elstern auch geben? Ein paar kluge ganze Menschen voll Geist und Feuer sind sich selbst genug. Wollen Sie mich mit einem Wagen abholen, so fahren wir nach einem schönen Punkt, speisen dort und bringen den Rest des Tages zu, wie Zufall und Laune wollen."

Er zeigte sich lebhaft bereit und schickte Kehraus sogleich nach einer Equipage. Sie verweilte noch einige Zeit, und da er sie im weiteren Gespräch gelegentlich Frau Borek nannte, verwahrte sie sich in allem Ernste dagegen.

„Es ist nicht gleichgültig, wie man sich nennt," sagte sie. „Es bezeichnet die ganze Stimmung eines Verhältnisses und jede Wandlung darin. Sie können mich Frau Aline, auch bloß Aline, vielleicht einmal liebe Aline nennen. Ich werde Sie Sturm nennen, denn der Name gefällt mir, oder Herr Ludwig, auch wohl Ludwig; ob je mein theurer, mein geliebter, mein liebster Ludwig, wird die Zukunft lehren."

Sie betrachtete ihn dabei mit sichtlichem Wohlgefallen, stand dann aber auf, indem sie bemerkte, daß sie vor der Fahrt noch einige Aenderungen an ihrer Kleidung vornehmen müsse.

Als Sturm sie hinaus begleitet hatte und wieder allein war, staunte er über die Veränderung, die dieser kurze Besuch in ihm hervorgebracht. Sein ganzer Sinn

strebte der schönen Frau nach, deren Erscheinung und Gesinnung ihn wie ein Wunder bedünkte. Er fühlte ein neues Leben in seinen Adern pulsiren. Dennoch wollte ihn das, was er in diesen Tagen durchkämpft, nicht völlig verlassen. Vor dem neuen blendenden Schein, der in sein Inneres drang, zog es sich zwar wie in einen Winkel desselben zusammen; aber er fühlte seinen Druck und ahnte schon jetzt, daß er es wohl übertäuben und vergessen, aber nicht los werden könne.

Indeß meldete Kehraus den vorgefahrenen Wagen. Sturm befahl ihn vor Alinens Wohnung und ging selbst zu Fuß dahin. Gewählt und reizend gekleidet, stand sie schon in der Thür und ließ sich von ihm in den Wagen heben. Dann fuhren sie zusammen durch die herrliche Gegend.

Aline hatte einen scharfen Blick für alles Schöne und Charakteristische im Großen wie im Kleinen, schien es aber nur zu genießen, wenn sie es zugleich beschreiben und die Empfindungen, die es ihr erregte, die Gedanken, die ihr dabei einfielen, aussprechen konnte. Was einem gebildeten ruhigen Naturfreunde lästig gewesen wäre, war bei Sturm vortrefflich angebracht, und er hing an ihren Lippen. Durch sie lernte er die Dinge von einer ganz neuen Seite, auf eine ganz neue Weise betrachten, und tausend Gegenstände, über die sein Auge bisher gleichgültig hinweg geglitten, nahm er nun erst eigentlich wahr, fand er nun erst beachtenswerth. Da sie nicht, wie vordem der alte Baron, tiefsinnige Fragen gelehrt

entwickelte, so hatte sich Sturm bei seiner leichten Aneignungsgabe bald in den entsprechenden Ton der Unterhaltung gefunden, und beide waren entzückt von einander, als sie an dem Ziel der Fahrt anlangten.

Ein einfaches aber gutes Mittagsmahl stand schnell bereit, und bei Tisch, wo es auch an köstlichem Wein nicht fehlte, sprühte Aline von Geist und Leben. Nach dem Mahl, bei dem Kaffee, bat sie sich eine von Sturm's Cigarren aus und rauchte sie aufs zierlichste, wobei sie die Beine übereinander schlug. Dann stiegen sie wieder in den Wagen und fuhren rauchend, plaudernd, aufgeregt, nach verschiedenen schönen Punkten, welche Aline bezeichnete. Ihre Unterhaltung glich der vormittägigen, war aber lebendiger und freier, und wenn Sturm sie betrachtete, glaubte er nie etwas Hinreißenderes gesehen zu haben.

Als sie Baden sich wieder näherten, war die Sonne längst hinunter und ihnen gegenüber stieg der Mond in klarer Pracht empor. Ihre Unterhaltung war stiller geworden, Sturm konnte seine Augen von der reizenden Frau nicht abwenden, und sie bemerkte es.

„Ich sehe," sagte sie, „ich gefalle dir, Ludwig, und du gefällst mir auch. Was wollen wir mehr? Das ist der Zug der allgewaltigen Natur, die ihre Lieblinge zusammenführt, wenn auch Weltmeere sie trennten. Und weißt du? Bei der Reife deiner Weltansicht hast du etwas Kindliches, das wunderschön ist. Ich glaubte schon vorher, und jetzt weiß ich es: wir gehören zusammen.

Wir sündigten an der Natur, wenn wir nicht zusammenhielten."

„Aline!" sagte er, indem er leidenschaftlich ihre Hand drückte, „fordere Alles von mir, es ist dein!"

„O," sagte sie lachend, „ich will nichts von dir als höchstens dich selbst. Aber höre! Die Morgenstunden muß ich für mich behalten, da muß ich dichten, schreiben und lesen. Die Nachmittage sind dein, vorausgesetzt daß die deinigen mein sind. Da wollen wir zusammen gehen oder fahren, zusammen leben, lesen, schwärmen, philosophiren und die Zeit auskosten wie einen schäumenden Becher."

Damit waren sie vor Alinens Wohnung angekommen. Sie sprang aus dem Wagen und er wollte sie begleiten, aber sie schlug die Wagenthür zu, rief: „Gute Nacht, Herr von Sturm! Fort, Kutscher!" und eilte in das Haus.

Als Sturm heimgekehrt war und in seinem einsamen Zimmer die Erinnerungen des Tages für sich sammelte, schien es ihm, als habe er erst heute wirklich zu leben angefangen. Alinens ganze Art und der Reiz ihrer Erscheinung hatten es ihm auf eine Weise angethan, daß daneben nichts anderes mehr Raum fand, er war wie in einer Verzauberung. Und doch fühlte er in seinem Innern etwas, das sich dagegen auflehnte, das ihn treiben wollte, eine Ueberlegenheit gegen sie geltend zu machen, die er nicht besaß. Dessenungeachtet ließ ihr Bild, ließ das Verlangen nach ihr ihn bis in den Schlaf hinein nicht los.

Von diesem Tage an waren beide jeden Nachmittag beisammen und lebten ganz, wie es Aline vorgeschlagen. Sie war von so lebhaftem sprudelnden Geiste, so sehr mit dessen eigenen Effulgurationen und den tausend Dingen der Welt beschäftigt, und Sturm, von ihrem Wesen gewissermaßen angesteckt, wußte so geschickt auf sie einzugehen, daß ihr seine Unzulänglichkeiten lange verborgen blieben. Ja, in einer Beziehung gewann er sogar einigen Vortheil über sie. Nachmittags auf ihren Ausflügen pflegte sie ihm an einem stillen Plätzchen vorzulesen, was sie am Morgen geschrieben. Nun aber hatte ihn sein Mangel an höherer geistiger Bildung auch vor Verbildung geschützt, was bei Alinen nicht der Fall war. Nicht selten kam in ihren Produktionen Unnatürliches, Uebertriebenes, übel angebrachte Gelehrsamkeit vor, und Sturm fühlte sich jedesmal um so mehr davon verletzt, je mehr er im Allgemeinen ihre Darstellungen bewunderte. In all diesen Fällen war es ihm eine gewisse Genugthuung, ihr seinen Tadel offen auszusprechen, und wenn Aline in der Regel sich zuerst lebhaft dagegen vertheidigte, so war sie doch klug genug, seinem richtigen Gefühle schließlich meist nachzugeben. Einer dieser Fälle endete sogar nach langem eifrigen Streite damit, daß sie ihre erste Zusage erfüllte und ihn leidenschaftlich umarmte und küßte, was zu erwidern er nicht unterließ.

So wurde ihr Verhältniß mit jedem Tage enger und vertrauter. Dennoch fühlte sich Sturm nicht glücklich, nicht befriedigt.

Man sagt wohl, der Mensch bestehe aus Leib und Seele, im Grunde ist aber der Leib nur die im Naturstoff erscheinende Seele selbst, die daher für sich allein keinem ihrer leiblichen Zustände sich entziehen kann. Wir sahen, wie Sturm schon einmal durch das Uebermaß sinnlicher Genüsse an Leib und Seele zugleich leidend wurde. Aufregungen anderer Art und veränderte Lebensweise stellten ihn damals wieder her. Indeß hatte sich schon damit ein innerliches Körperleiden unmerklich angesponnen, das wohl zeitweise zurücktrat, durch die unthätige üppige Lebensweise sich aber stetig weiter entwickelte. Es äußerte sich nicht als irgend ein Schmerz, nur als ein Druck, der keine bestimmte Stelle, als ein Unbehagen, das keinen Grund zu haben schien. Je weniger Sturm die eigentliche Ursache dieses Gefühls ahnte, desto mehr suchte er dieselbe anderswo. Dies alles war jedoch erst im Entstehen und zeigte sich nur in einem mitunter hervortretenden Anfluge von Schwermuth und einer gewissen Geneigtheit zu ernsteren Gesprächen. In den stillen Morgenstunden aber kamen dem Friedlosen oft genug Erinnerungen an die Vergangenheit und Selbstvorwürfe, mit denen er, um jenen Druck los zu werden, vergebens abzurechnen suchte, bis der Gedanke an Aline ihn wieder herausriß und er in die Kaufläden eilte, um irgend ein zierliches Geschenk für sie zu erstehen.

Die Veränderung seiner Stimmung konnte Alinen nicht entgehen, aber sie schob dieselbe auf die einförmige

Lebensweise, und da sich ohnehin die gute Jahreszeit ihrem Ende zuneigte, so schlug sie eine gemeinsame Reise nach der Schweiz vor. Die Abwechslung, meinte sie, werde ihm seine ganze Frische wiedergeben. Er selbst glaubte dies und ging daher mit Eifer auf ihren Vorschlag ein. Wenige Tage nachher führte sie die Eisenbahn von dannen, und bald empfing sie die großartige Wunderwelt des Alpenlandes.

An den Besuch der Hochgebirge war nicht zu denken, denn der Schnee war schon tief von den Gletschern herabgestiegen. Sie blieben daher in den Thälern und an den Seen, machten auch da nur kurze Tagereisen und weilten an manchen Orten mehre Tage, da Aline die Gewohnheit beibehielt, jeden Morgen ihrer schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen.

Sturm begriff das nicht. Die gewaltige herrliche Natur, die ihn umgab, machte auf seinen gerade durch Aline für dergleichen geöffneten Geist einen unbeschreiblichen Eindruck und hob ihn gleichsam über sich selbst hinaus. Obgleich das Wetter schon unfreundlich, ja mitunter fast winterlich wurde, war er doch täglich von Tagesanbruch bis zur Mittagszeit draußen, zu Fuß, zu Wagen oder zu Schiff, und mehr als einmal, wenn er einsam stand, mitten in der Macht und Pracht dieser ungeheuren Schöpfung, und den geheimnißvollen Druck in seinem Innern fühlte, und hinaufblickte in den unendlichen Himmel, überkam ihn — nicht eine Gottesfurcht, sondern eine Gottesangst, bei der er sich dann immer fragte, ob

dies nicht eine jener Berührungen des allgewaltigen heiligen Wesens, nicht eine jener Erfahrungen sei, die dessen andringendes Dasein bekundeten. Suchte er solchen Momenten auch bald zu entfliehen, er konnte die Worte des jungen Barons von Hasperg nicht vergessen, und oft gesellten sich Jugenderinnerungen hinzu, die ihn tief bewegten.

Gegen Aline schwieg er hierüber. Seine Nachmittage gehörten ihr, und sie mochten bei leidlichem Wetter hinausgehen oder fahren, oder auch auf Alinens Zimmer die ungünstigere Zeit verbringen, ihr rastloser, immer beweglicher Geist ließ sie weder die Flucht noch das Weilen der Stunden empfinden. Die Vorlesungen ihrer Morgenarbeiten waren auf die langen Abende verlegt.

Gegen Ausgang des Oktobers hatten sie sich für eine längere Zeit nach Basel zurückbegeben und hier schon einige Wochen zugebracht, als Aline ihrem Freunde eines Abends einen Abschnitt der Erzählung, an der sie arbeitete, vorlas, bei welchem sie auf seinen besonderen Beifall gerechnet zu haben schien. Es war eine Art Reproduktion jener Rede, bei der sie ihn in Wiesbaden belauscht hatte, aber mit Schärfen, Witzen und einem Hohn ausgestattet, welche Sturm bei seiner jetzigen Stimmung verletzten.

„Das kannst du nicht so lassen, Aline," sagte er. „Auch wenn man nicht an Gott glaubt, darf man nicht so von ihm sprechen. Und wer weiß am Ende, wie es darum ist?"

„Kindskopf!“ rief sie, „wirst du unserer Fahne ungetreu?“

„Das sag' ich nicht,“ entgegnete er; „aber darf man die ungeheuerste Frage, die es für den Menschen giebt, so leichtfertig und verwegen abthun? Giebt es nicht Einwürfe, die wir Beide noch gar nicht bedacht haben?“

Dies war der Anfang einer Reihe von Gesprächen, die ein für Beide unerwartetes Ergebniß hatten. Im Umgange mit dem alten Baron und mit Alinen selbst hatte sich Sturm's Geist doch einigermaßen geschult, vertieft und geschärft, und das zeigte sich jetzt. Während er zuerst das Ungenügende von Alinens Beweisen für ihren Atheismus darzuthun suchte, wurden nach und nach seine eigenen Gründe für seinen Unglauben erschüttert. Im Sprechen wurden ihm Gedanken klar, die vorher nur wie Meteore an ihm vorübergeflogen waren; und Argumente, die er anfangs nur vorgebracht damit Aline sie widerlege, wurden ihm selbst immer bedeutsamer, je kecker und beißender Aline sie fortzuspotten versuchte, so daß er allmählich in die eifrige Vertheidigung derselben eintrat, dadurch aber Niemanden überzeugte als sich selbst. Der abspringende lachende Uebermuth Alinens beleidigte sein Gefühl, da es ihm immer tieferer Ernst um die Sache wurde; er suchte darüber hinweg zu kommen, aber es trieb ihn nur um so mehr auf die andere Seite; zuletzt wurde es ihm unerträglich, er konnte seinen Unmuth nicht zurückhalten und verwies es ihr mit dem nachdrücklichsten Ernst. Sie sah ihn groß an und ver-

stummte. Er hielt diesen Augenblick für geeignet, ihr in lebhafter Ausführlichkeit dasselbe vorzuhalten, was ihm einst der junge Baron gesagt, was er so oft für sich durchgesonnen; ja er entdeckte ihr, so viel Ueberwindung es ihm auch kostete, seine eigenen inneren Erfahrungen, die sich in einsamen Stunden der letzten Tage öfter wiederholt hatten. Sie hörte das mit einem bittern Lächeln an und sagte nur: „Es ist spät geworden. Gute Nacht!" bot ihm aber weder Mund noch Hand zum Abschied. Sturm schob dies auf die Gewalt seiner letzten Mittheilungen und entfernte sich mit der Hoffnung, sich morgen mit ihr auf gleichem Boden verständigen zu können.

Als er am folgenden Nachmittage sie wieder aufsuchen wollte, sagte ihm die Hausbesitzerin, Frau Borek sei abgereist; sie wisse nicht wohin; habe aber einen Brief für ihn zurückgelassen. Sturm nahm ihn, erbrach ihn und las:

„Zu den mancherlei Täuschungen meines Lebens haben Sie, Herr von Sturm, eine neue hinzugefügt: Sie zeigten sich mir als ein freier hochgebildeter Geist. Sie sind weder das eine noch das andere. Sie können mich nicht verstehen, und ich kann Sie auf dem Wege nach Rom oder Wittenberg, den Sie so erfolgreich eingeschlagen, nicht begleiten, wünsche Ihnen aber nebst meinem Lebewohl viel Glück dazu. Aline."

Ueberrascht, verwirrt und schmerzlich betroffen kehrte Sturm nach seinem Zimmer zurück. Also auch sie ver-

ließ ihn, die ihn mit solchem Zauber an sich gezogen und gefesselt, die ihm so offen und zwanglos entgegengekommen, der er so viele leidenschaftliche Neigung zugewendet und täglich bewiesen. Ihm war, als ob alle Welt ihn von sich stoße. Mehre Tage brachte er in dem unglücklichsten Zustande auf seinem Zimmer zu, ohne bei dem, was ihn die letzte Zeit so eifrig beschäftigt hatte, den geringsten Trost zu finden. Statt dessen empfand er immer stärker, was er sich selber vorzuwerfen hatte. Alinens Brief erinnerte ihn an das, was er einst Stillern für Marie geschrieben. Wie herzlos und kalt hatte er sich im ersten Taumel seines Reichthums von dem treuen liebenden Mädchen losgesagt! Und was ihm zuerst sie entfremdet, war es nicht dasselbe, weshalb Aline ihn von sich gestoßen? Wie gedankenlos und thöricht hatte er durch die seichten frechen Reden seiner ehemaligen Genossen sich rauben lassen, was er jetzt mit schmerzlicher Angst vergebens wieder zu gewinnen suchte! Sein ganzes Leben seit jenem großen Gewinnste erschien ihm unsäglich schaal und leer. Das kaum erst abgebrochene Verhältniß zu Aline, einer verheiratheten Frau, klagte ihn an.

Wie ein abermaliger Verlust war es ihm, als Kehraus ihn jetzt ebenfalls verlassen wollte und dabei bemerkte, daß er dazu jeden Tag berechtigt sei, da sie ja keinen besonderen Vertrag darüber geschlossen hätten. Sturm wollte ihn halten; wenigstens bis zum Ablaufe des Monats sei er ihm verpflichtet. Als ihm Kehraus

mit seiner gewohnten ernsten Ruhe widersprach, riß ihn seine gereizte Stimmung zu einer Heftigkeit fort, in welcher er den Mann zuletzt wirklich kränkte und beleidigte. Kehraus blickte ihn dabei fest und starr an, ließ ihn ausreden und sagte dann mit kalter Trockenheit: „Sie haben sich in die angelogene Rolle eines Edelmannes so sehr hineingewöhnt, Herr Sturm, daß ich Sie wohl erinnern muß, was Sie eigentlich sind. Ich weiß es und habe es von Anfang gewußt. Sie haben mich bezahlt für meine Dienste. Isidor Löwe hat mich dafür bezahlt, daß ich all Ihre früheren Verhältnisse aufspürte und ihm mittheilte, Sie selbst aber auf Schritt und Tritt überwachte. Als dies überflüssig wurde, blieb ich um Herrn von Quist's willen, und als dieser Sie verließ, beschloß ich es zu ertragen, einem Menschen zu dienen, wie Sie sind, bis ich einen anständigeren Dienst fände. Herr von Quist, der sich mit den gräflichen Herrschaften seit gestern auf der Rückreise hier befindet, hat mich für den Herrn Grafen als Kammerdiener engagirt. Wenn Sie nicht wollen, daß ich Ihre ganze Geschichte öffentlich mache, so zahlen Sie mir meinen rückständigen Lohn und entlassen Sie mich, damit ich einem wahren Edelmann dienen kann, vor dem ich Respekt habe."

Sturm war außer sich vor Scham und Zorn, aber er biß die Lippen zusammen, bezahlte den Diener mit dem letzten Rest seines baaren Geldes und sagte, er könne gehen. Kehraus entfernte sich und Sturm sah ihn nicht wieder; doch entbehrte er seine Dienste kaum. Er wohnte

in einem großen Gasthof, wo er nur zu schellen und zu befehlen brauchte, um mit allem Gewünschten bedient zu werden. Auch versagte er sich keinen der Genüsse, an die er sich schon gewöhnt hatte, ohne daß es doch in seinem gegenwärtigen innerlich zerrissenen und ringenden Zustande Genüsse für ihn gewesen wären.

Ungewiß, was er thun, wohin er sich wenden solle, im tiefsten Unfrieden mit sich selbst und aller Welt, unglücklich grübelnd und schwankend zwischen Glauben und Unglauben, verbrachte er seine Tage in größter Einsamkeit, bis der Anfang des Dezembers ihn erinnerte, daß er auf seine nächstfälligen Coupons, die er vorsorglich mit sich genommen, wiederum Geld zu erheben habe. Er holte sie hervor und ging damit nach einem Bankhause.

In dem großen Geschäftszimmer, wo auch noch Andere Geld einlösten, ging es ziemlich lebhaft her, und Sturm mußte eine Zeitlang warten, bis sich ein junger Mann nach seinem Begehren erkundigte. Er legte ihm die Coupons vor. Der junge Mann prüfte sie und wandte sich dann an einen älteren Herrn hinter dem Zahltische. Sie sprachen mit einander, der Herr schlug in einem großen Buche nach, trat dann zu Sturm und sagte: „Sie können diese Coupons sammt ihren Aktien getrost ins Feuer werfen. Das ganze Unternehmen hat sich als ein reiner Schwindel erwiesen und die Aktionäre erhalten keinen Rappen."

Sturm stand wie angedonnert. Er mußte sich an

dem Tische halten, um nicht hinzusinken. „Es kann nicht sein!“ ächzte er. „Es ist mein ganzes Vermögen.“

„Thut mir leid,“ sagte der Bankier; „aber machen Sie gefälligst dem Herrn da Platz!“

„Kann ich denn,“ stammelte Sturm, und wußte nicht, was er sagte, „kann ich denn gar nichts hierauf erhalten?“

„Keinen Rappen! Aber ich muß Sie wirklich bitten, zurückzutreten. Wir haben heute zu viel zu thun, um uns auf weitere Auseinandersetzungen einzulassen.“

Nach diesen Worten wandte sich der Geschäftsmann an einen anderen Anwesenden, und der junge Mann überreichte Sturm die Coupons, die er indeß wieder zu einem Packet zusammengeschnürt hatte.

Sturm ergriff sie und stürzte besinnungslos hinaus. So unvorbereitet war dieser Schlag gefallen, daß er ihn mit vollster Wucht aus allen Fugen warf. Mit dem betäubenden Gefühl, als breche Alles um und über ihm zusammen, als geißle und peitsche es ihn aus der Welt hinaus, keines Gedankens mächtig, rannte er taumelnd die Straßen hin, fort nach dem Ufer des Rheins. Erst hier fand er sich selbst wieder, als er, im Begriff sich in den rauschenden Strom zu stürzen, von ein Paar festen Armen umschlungen und zurückgezogen wurde.

„Junger Mann,“ sagte eine ernste wohlwollende Stimme, „wenn Sie alles verloren haben, so müssen Sie nicht zum Teufel fahren, sondern zu Gott flüchten.“

Der Unglückliche starrte den Mann an, der das

gesagt und ihn noch festhielt. Es war derselbe stattliche Herr mit grauem Haar, dem er am Zahltische hatte Platz machen sollen, auf den er dann gedankenlos einen flüchtigen Blick geworfen. Der wackere alte Schweizer hatte dort Sturms Reden gehört, bei dessen plötzlichem Forteilen etwas Verzweifeltes in seinen Mienen zu sehen geglaubt, und war ihm, sein Geschäft im Stich lassend, sofort nachgeeilt.

Seine Worte trafen Sturm ins innerste Herz. Er warf einen Blick in die grünliche wallende Tiefe, schauderte zusammen und wandte sich ab. Der alte Herr nahm Sturm's Arm unter den seinigen und führte ihn zurück, indem er ihn nach seiner Wohnung fragte. Sturm athmete tief auf. Vielleicht wollte er antworten. Aber in demselben Augenblicke brach ein Blutstrom aus seinen Lippen, er ward todtbleich, schwankte, und nur mühsam hielt sein Begleiter ihn aufrecht. Es sammelten sich Leute umher. Der alte Herr fragte, ob Jemand den Leidenden kenne. Nein. Aber Einer wußte den Gasthof, in welchem er wohnte. Man machte Anstalt ihn dahin zu tragen, als eine schöne Equipage herankam. Eine nicht mehr junge Dame blickte heraus und ließ halten. Als sie gehört, was es gebe, stieg sie aus, stellte ihren Wagen dem Kranken zur Verfügung und ging zu Fuß weiter. Der alte Herr brachte Sturm mit Hülfe gutwilliger Leute in den Wagen, stieg zu ihm hinein und ließ langsam nach dem Gasthofe fahren. Mit aller Sorgfalt wurde er dort auf sein Zimmer und in sein

Bett geschafft, und nun zeigte sich's, daß der alte Herr ein Arzt war, denn er untersuchte den Kranken auf alle Weise, verschrieb ihm einen Hallerschen Trank und verließ ihn nicht eher, als bis er ihm selbst den ersten Löffel voll eingeflößt hatte und ihn unter der Pflege eines geübten Krankenwärters sah.

Sturm war nichts von alle dem entgangen, aber auf's äußerste geschwächt und immer dicht an der Grenze der Ohnmacht kam es ihm vor wie ein Traum. Und sonderbar! so oft er an seinen großen Verlust dachte, hatte er das Gefühl, als habe nicht er, sondern ein Anderer ihn gehabt, der in einer unerklärlichen Beziehung zu dem grünen rauschenden Strome stehe, während er sich selbst nur als einen mit liebevoller Menschlichkeit behandelten Armen empfand. Einige Male hatte er sprechen und danken wollen, aber der alte Herr hatte ihm jedesmal den Finger auf den Mund gelegt. Ehe derselbe aber ging, hatte er sich über ihn gebeugt und ihm zugeflüstert: „Morgen komme ich wieder. Es hat keine Gefahr. Werfen Sie all Ihre Sorgen auf Gott; er wird Sie nicht verlassen. Aber Sie haben Grund, ihm heute auf das demüthigste zu danken."

An diese Worte klammerte sich Sturm, so unzulänglich er sie auch begriff. Er faltete seine Hände, wie er es lange nicht gethan, und dann verließ ihn das Bewußtsein. Ein tiefer und langer Schlaf kam über ihn.

Einige Tage, während deren der alte wackere Arzt ihn treulich besuchte, mußte er im Bette zubringen, um

sich von der unbeschreiblichen Ermattung zu erholen, welche ihm theils der große Blutverlust, theils die inneren Erschütterungen zugezogen. Aber gerade diese Ermattung ließ ihn den Wandel seines Schicksals anders ertragen und anders betrachten, als es ihm in der Fülle seiner Kraft möglich gewesen sein würde. Die ganze Zeit von seinem großen Gewinnste an bis zu dem verzweifelten Momente am Flußufer erschien ihm wie ein langer, wirrer, sinnloser Traum, wie eine einzige Kette unglücklicher, ja frevelhafter Thorheiten. Hatte denn die Sättigung all seiner Wünsche und Lüste und Eitelkeiten ihm auch nur eine Stunde jenes Glückes erkaufen können, das er als Kind, das er später an Mariens Seite gefunden? O hätte er seinen Reichthum ihr und sich zum Segen verwendet! War er ihm nicht mit Recht entrissen, da er ihn so schlecht zu gebrauchen gewußt? Bei alle dem verließ ihn nicht die lebendige Empfindung einer Gottesgegenwärtigkeit, die ihn mit der tiefsten schmerzlichsten Reue erfüllte.

Sobald er wieder aufstehen und längere Zeit sprechen durfte, gewann er es über sich, dem trefflichen Arzte, zu dem er ein großes Vertrauen hatte, seine Geschichte in kurzem Umrisse, aber mit aller Aufrichtigkeit zu erzählen. „Jetzt," sagte er dann, „weiß ich noch nicht, wie arm ich bin. Hier im Hause schulde ich noch eine große Rechnung. Die Kosten, die meine Krankheit verursacht hat —"

„Diese sind sämmtlich bezahlt," unterbrach ihn der

alte Herr; — „aber nicht von mir, nicht von mir,“ fügte er rasch hinzu, als er bemerkte, daß Sturm ihm bewegt danken wollte, „ich darf aber nicht sagen von wem“.

„Wer es sei,“ sagte Sturm, „ich werde ihm ewig dankbar sein. Sagen Sie ihm das. Aus dem Gasthofe möchte ich aber als ein ehrlicher Mann scheiden. Ich habe noch gute Kleidungsstücke, Wäsche, eine goldene Uhr, Ringe und andere Sachen, die für einen Armen nichts mehr sind. Wollten Sie mir nicht einen redlichen Käufer dafür zuweisen?“

Der gute Doktor versprach es und sagte: „Sobald Sie dann bei diesem Winterwetter das Haus verlassen dürfen, wollen wir weiter überlegen, was sich für Ihre Zukunft thun läßt.“

„Ich muß nach meiner Heimathstadt zurück,“ versetzte Sturm. „Ich muß zu Marien. Ich weiß, sie ist mir auch heute noch treu; ich weiß, sie wird mir alles vergeben, so wenig ich es verdiene, und ihre Vergebung muß ich haben; mehr darf ich nicht fordern. Und dann ist dort eine alte Frau, eine gichtbrüchige Arme — O, mein Gott, kann ich jemals wieder Frieden und Ruhe finden, so ist es bei ihr!“

Der Arzt ließ sich Näheres von Frau Rebhan erzählen und schloß dann: „Gut, sobald Sie reisen können, sollen Sie reisen.“

Nach einigen Tagen erschien ein Mann, der sich bereit zeigte, Sturm's Habseligkeiten zu kaufen. Sturm übergab ihm alles bis auf einiges Unterzeug, obwohl

er sich von Manchem nicht ohne traurige Empfindungen trennte. Der Mann schätzte die Sachen sehr gut ab, zahlte Sturm dafür eine immerhin beträchtliche Summe und schickte ihm, als er das Gekaufte abholen ließ, noch einen anständigen einfachen Anzug zu, wie dies unter ihnen verabredet war. Dann forderte Sturm seine Rechnung. Sie war sehr hoch, höher als er gedacht, und als er sie bezahlt hatte, blieb ihm wenig mehr als das nöthige Reisegeld übrig.

Er wußte, sein Arzt würde ihn noch nicht fortlassen, aber er glaubte sich stark genug für die Reise. Er schrieb einen Brief an den trefflichen Mann voll innigen heißen Dankes. „Sie werden zürnen über meinen Ungehorsam," sagte er darin; „aber soll ich nicht in dem Elend meines Herzens zu Grunde gehen, so muß und muß ich fort, dahin, wohin es mich mit unwiderstehlicher Gewalt zieht. Verzeihen Sie einem schwer Verirrten!"

Er ließ den Brief zurück, ging nicht ohne Anstrengung nach dem Bahnhofe und verließ mit dem nächsten Dampfzuge in einem Wagen der untersten Klasse die Stadt.

Nie war die kleine liebliche Anna fleißiger und rühriger gewesen als jetzt in den Tagen ihrer bräutlichen Glückseligkeit. Noch besaß sie ja nichts als ihr altes Bett und ihre Kleidungsstücke, und doch wollte sie sich dem geliebten Manne nicht so ganz arm, nicht ohne eine, wenn auch kleine Aussteuer zubringen. Bei einem solchen

Zweck ist es unglaublich, was Fleiß, Genügsamkeit und Sparsamkeit vermögen. Diese hatte Anna in der harten Schule ihrer letzten Jahre gelernt, und gar bald zeigte es sich, wie sehr sie ihr zu statten kamen. Schon konnte sie anfangen, sich allmählich ein Stück nach dem andern anzuschaffen, und jedesmal, wenn es ihr gelungen, leuchtete ihr heiteres Gesicht freudiger, ihre blauen Augen strahlender, ihre Wangen rosiger.

Marie kam ihr nicht bloß dadurch zu Hülfe, daß sie ihr von dem gemeinschaftlichen Erwerb so viel als thunlich zuwendete. Das stille bescheidene Mädchen fand einen Trost für den eigenen Kummer darin, auch ihrerseits die Verbindung der Verlobten zu fördern und bald den Einen, bald den Andern mit kleinen Geschenken zur Einrichtung ihres künftigen Haushalts zu überraschen.

Aber nun erst Christian in seinem Glück! Er hatte ja nicht allein die lieblichste Braut, von der er sich auf das innigste geliebt sah, er konnte nun auch ebenfalls wahre Reichthümer zusammensparen für die Zeit, wo er für sich und Anna eine neue Wohnung ausrüsten durfte. In seinem Leben hatte er nicht auf einmal so viel Geld besessen, als sein mäßiges Monatsgehalt betrug; und außerdem hatte ihm der Kapellmeister ein paar wohlhabende Schüler verschafft, die ihn reichlich bezahlten. Auch an außerordentlichen Einnahmen von Konzerten fehlte es nicht. Dabei schränkte er sich auf alle Weise ein und lebte fast nur von seinem Glücke, so daß Schwester und Braut ihn oft geizig schalten. Aber er lachte sie

aus. Er wußte, wofür er sparte, und sagte wohl: „Es wird die Zeit kommen, wo ihr über meine Verschwendung staunen sollt.“

Diese lichten Tage sollten jedoch nicht ohne Schatten bleiben.

Der kindische Holzdörfer, über dessen stumpfes Alter Anna's gelegentliche Anwesenheit noch immer eine milde Heiterkeit verbreitete, wurde von Tage zu Tage schwächer. Man mußte sein Bett in die heizbare Wohnstube setzen und er verließ es nicht mehr. Einige Zeit saß die treue gute Frau während der Nächte neben seinem Bette, schlafend wenn er schlief, erwachend und zu jeder Hülfeleistung bereit wenn er sich regte. Von Stiller wollte sie sich dies nicht abnehmen lassen, da er aber sah, daß sie es nicht länger ertragen würde, wandte er sich an die Vorsteherin eines Vereins für Krankenpflege. In Folge hiervon erhielt das alte Paar nicht nur jeden Tag sein Mittagessen, sondern jeden Abend erschien auch eine Diakonissin, welche die Nachtwache bei dem Greise hielt, dessen Athemzüge immer kürzer, dessen Sinne immer stumpfer wurden.

An einem Dezembernachmittage saß Anna emsig nähend vor dem Bette des Alten und die Frau bei ihrem Stickrahmen am Fenster. Holzdörfer schien zu schlafen und hatte sich lange nicht gerührt. Soeben blickte Christian auf einen Moment in das Zimmer, als der Greis die Augen aufschlug und mit einem ungewöhnlich hellen Blick umhersah.

„Soll ich erzählen?“ fragte Anna.

„Jetzt nicht mehr,“ antwortete er mit einer leisen, feinen weichen Stimme, ganz verschieden von den rauhen heisern Lauten, in denen er sonst sprach: „Dorchen! Wo ist meine Frau?“

Sie hatte es gehört. Erschreckt durch diese Veränderung eilte sie mit zitternden Knieen herbei.

„Dorchen!“ sagte er zu ihr. „Mir ist so wach im Herzen, und bald wird's noch mehr sein. Dorchen, ich weiß, ich war oft arg und schlimm und eine große Last für dich und du warst immer mein guter Engel, du gute, treue, geduldige Frau. Ich kann's dir nicht mehr danken, wie ich möchte. Gott wird dir's lohnen und dich nicht verlassen. O, ihr waret Alle so gut gegen einen alten, schwachen, kindischen Mann – Christian, Anna – Gott segne euch dafür! – Sorget auch für Milo! – Dorchen! Wo bist du? Ich kann nichts mehr sehen – Küsse mich noch einmal!“

Sie that es unter überströmenden Thränen lange und innig. Als sie sich wieder erhob, richtete er die verdunkelten Augen nach oben und lispelte: „Wir haben einen Gott, der uns hilft und einen Herrn Herrn, der vom Tode errettet; der mir alle meine Sünden vergiebt und heilet alle meine Gebrechen, der mein Leben vom Verderben erlöset, der mich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit.“ – Dann schien die kurze Klarheit seiner Besinnung sich wieder zurückzuziehen; er flüsterte von hellem Sonnenschein, schönen Blumen, glänzenden Vögeln und

leuchtenden Wolken, die ihn mit sich zögen; sein Athem ward immer leiser, blieb aus, kam wieder, blieb wieder aus, und kam nicht wieder.

Die treue alte Frau, die vor dem Bette kniete, legte ihre zitternde Hand auf die Augen des Entschlafenen, und dann führten Christian und Anna weinend sie hinaus in Christians Zimmer. –

Als nach einigen Tagen die Beerdigung stattfand, folgten der Leiche alle Mitbewohner der Dachetage und des Erdgeschosses, während natürlicherweise die vornehmeren Insassen der drei übrigen Geschosse keine Notiz davon nahmen. Der Verstorbene hatte zwar Jahre lang unter demselben Dache mit ihnen gewohnt; aber was ging er sie an? Wer es dagegen miterlebt, das wunderbare Geheimniß eines Menschentodes, dem bleibt es immer ein ernstes und erschütterndes Erlebniß, das nicht leicht ohne eine bleibende Frucht an einer Seele vorübergeht. So hatte es hineingegriffen in Christians und Annas heiteres Liebesglück und dieses durch seinen Ernst veredelt und vertieft. Mit anderen Gedanken und Gefühlen als vorher blickten sie in das Leben hinaus, das vor ihnen lag.

Das kalte, nasse, stürmische Winterwetter hatte sie längere Zeit verhindert Frau Rebhan zu besuchen. Die weißhaarige Gichtbrüchige war jedoch der Einsamkeit gewohnt, die in der Regel nur durch die ab- und zugehende Wärterin und die Diakonissin auf kurze Zeit unterbrochen wurde. Auch fand sich mitunter jene adelige Dame bei

ihr ein, deren Unterstützung sie auch schon früher genossen und die ungeachtet ihrer hohen und reichen Geistesbildung sich durch gleiche Gesinnung mit ihr verbunden fühlte. Ihre meiste Zeit jedoch brachte sie allein zu.

So lag sie an einem jener stürmischen Tage, bei dem schwachen Licht von außen mühsam in ihrer Bibel lesend, als sie langsame schlürfende Tritte ihrer Thür nahen hörte. Dann wurde angeklopft und auf ihr Herein trat ein Mann in durchnäßter Kleidung zögernd herein. Beim ersten Blick ihrer scharfen Augen glaubte sie etwas Bekanntes an ihm zu entdecken, und doch waren ihr diese hohlen schwermüthigen Augen, diese bleichen eingesunkenen Wangen, die ein kurzer struppiger Bart umgab, durchaus fremd. Mit schwankender gebückter Haltung trat er einige Schritte näher und sagte mit heiserer tonloser Stimme:

„Mutter Rebhan, kennen Sie mich nicht mehr? Ich bin Ludwig Sturm."

Was auch die Alte gegen ihn auf dem Herzen haben mochte, — als sie den ersten Schreck über dieses Wiedersehen, über die Verwüstung dieser einst so kräftigen Männergestalt verwunden hatte, fühlte sie nur noch Mitleid, Erbarmen, ängstliche Sorge für ihn. Er sei sehr krank, sie sehe es ihm an. Seine ehemalige Sonntagskleidung sei noch bei dem Schuhmacher. Er solle hingehen und sich trocken kleiden und die Frau des Schuhmachers herumzukommen bitten, damit sie ihm einen warmen Thee mache. Vielleicht könne sie dies

auch selbst thun, während er sich umkleide. Er solle ihr nur die Krücken reichen.

Nein! Erst müsse sie ihn hören und er müsse sie hören. Deßhalb sei er über hundert Meilen weit hergekommen und habe Wetter und Krankheit ausgehalten.

Diesen Streit unterbrach der Schuhmacher, der einen Fremden hatte nach dem Zimmer der Alten schleichen sehen und ihm bald darauf nachgegangen war. Frau Rebhan sagte ihm, wen er vor sich habe, und wiederholte gegen ihn ihr Verlangen. Sturm mußte sich fügen. Der Schuhmacher führte ihn — und er bedurfte der Stütze — in seine Wohnung und schickte seine Frau zu der Alten.

Es währte nicht lange, so dampfte der Thee auf einem Tischchen vor dem Bette, ein bequemer Lehnstuhl, das Geschenk der adeligen Dame, war davor gerückt, und der Schuhmacher führte Sturm in seiner trockenen alten Sonntagskleidung herein.

„Ich habe Herrn Sturm das Stübchen mit dem Bette gleich hierneben angeboten," sagte der Mann, „aber er antwortete, er könne es nicht bezahlen."

Die Alte versetzte: „Lassen Sie es nur auslüften und heizen. Er kann es bezahlen. Ich stehe dafür ein, so wunderlich das auch klingt."

„Ich versichere Sie, Mutter Rebhan," sagte Sturm, „ich besitze nicht einen Groschen mehr."

„Sie irren. Sie werden es anders finden," sagte die Alte und bat den Schuhmacher, das Stübchen sogleich in Stand setzen zu lassen.

Der Mann wußte nicht, wie er dran war, versprach aber, nach ihrem Willen zu thun, und entfernte sich, während er gegen sie mit einem Blick auf Sturm bedenklich den Kopf schüttelte.

Als er hinausgegangen, nahm die Alte aus einem Kästchen ein Papier, öffnete es und legte acht Goldstücke vor Sturm auf den Tisch. „Nehmen Sie Ihr Eigenthum hin," sagte sie. „Es ist das Geld, das Sie theils Herrn Stiller theils mir zugeschickt haben. Es fehlt nur ein Stück daran, womit sich Herr Stiller für ein Darlehen bezahlt gemacht hat. Das Uebrige habe ich aufbewahrt, um es Ihnen zurückzugeben. Warum? Das will ich Ihnen sagen, wenn Sie Ihren Thee getrunken haben. Wir dachten aber nicht, daß Sie es einmal so nöthig haben würden."

Sturm sagte nichts darauf und nahm auch das Geld nicht. Da er aber fühlte, daß er einer Stärkung dringend bedürfe, so genoß er den Thee und nahm von dem beigelegten Weißbrod. Einigermaßen gekräftigt und wenigstens durchwärmt, sagte er dann: „Ich glaube zu wissen, warum Stiller dies kleine Geschenk zurückgewiesen hat, und begreife seinen gerechten Unwillen; aber Ihnen, Mütterchen, hatte ich doch kein Leid angethan."

„Herr Sturm," sagte die Alte sehr ernst, „ich hatte den Brief gelesen, den Sie an Stiller geschrieben, und den er mir mittheilte. Darin verleugneten und verlästerten Sie den, der mir mehr ist, als mir eine Schwester sein könnte. Darum konnte ich von Ihrer Hand keine Wohlthaten annehmen, seitdem ich das wußte."

Sturm ließ den Kopf sinken und sagte: „O Mutter Rebhan, ich hoffte Trost bei Ihnen zu finden, und Sie verurtheilen mich, wie Er mich verurtheilt! Aber," fügte er hinzu, indem er mit einem Anfluge seiner alten Kraft emporblickte, „es war eine Zeit, wo ich Gerechtigkeit verlangte, und sie hat mich gefunden. Ich muß sie hinnehmen, auch wenn sie mich zermalmt. Mich hat nur getroffen, was mir zukam. Er, den ich verleugnet und verlästert habe, der hat mich aufgehoben und zu Boden geworfen, verurtheilt und gerichtet; ich kann ihm nicht entfliehen, ich sehe keine Hülfe."

In den Augen der Alten leuchtete ein wunderbares Feuer auf, als sie ihn so sprechen hörte. „Lieber, lieber Herr Sturm!" sagte sie. „Wußte ich denn, daß dies Sie zurückgeführt und sogar zu mir geführt hat? Lieber Sohn, ich bin nur ein armes altes Weib, das vielleicht zu viel spricht von dem, was sie über Alles emporhebt und glücklich macht, was Gott den Weisen und Klugen dieser Welt verborgen und den Unmündigen geoffenbart hat. Auch hoffe ich, wenn Sie mir Alles erzählen, was Sie jetzt noch nicht im Stande sind — ich hoffe, daß ich Ihnen Gottes Güte in seinen Strafen zeigen kann — mein Himmel, Sie müssen sie ja schon darin erkennen, daß er sich von Ihnen hat wiederfinden lassen! Aber mehr als ich würde Ihnen Marie sein, die Sie nie ganz aufgegeben, Ihnen nie gezürnt, Sie nie angeklagt hat. Sollen wir Marie nicht rufen lassen?"

Er wußte, daß sie zu ihm kommen würde, und bat

darum. Er hatte Marie zuerst aufsuchen wollen, aber der Weg vom Bahnhof bis zu ihr hatte seine Kräfte überstiegen, deßhalb war er vorher zu der Alten gegangen, zu der ihn überdies ein tiefes Verlangen zog. Sie sprachen noch davon, als die Schuhmacherfrau kam, um das Theegeschirr wegzunehmen. Als sie ihr von einer Botschaft an Marie Stiller sagten, fand es sich, daß ihr Mann in der Nähe von deren Wohnung ein Paar Stiefel abzuliefern hatte und die Bestellung selbst ausrichten konnte. Sie versprach, ihn auf der Stelle fortzuschicken, wozu ein Blick auf die Goldstücke, die noch dalagen, das Seinige beitragen mochte.

Nach ihrer Entfernung bemühte sich die Alte, mit dem liebevollsten und trostreichsten Zureden Sturm aufzurichten, was ihr auch einigermaßen gelang. Aber so matt er sich fühlte und so schwer ihm das Sprechen wurde, ließ er sich doch nicht abhalten, ihr schon jetzt seine ganze Geschichte zu erzählen und gleichsam zu beichten. Er wünschte, daß Marie sie lieber durch sie, als durch ihn selbst erfahre. Denn all seine Erlebnisse erschienen ihm in seiner jetzigen Stimmung als ein Gewebe eigener Thorheiten, Verirrungen und Sünden. Obgleich er aber nichts davon beschönigte oder verhehlte, so verweilte er doch zumeist bei dem, was zu seiner letzten Sinnesänderung beigetragen hatte; in jeder Wendung seines Schicksals fand er Zeichen einer gerechten, genau zutreffenden Vergeltung, und selbst den Verlust seines Vermögens beklagte er weniger, als die Eitelkeiten und

Ausschweifungen, zu denen es ihn verleitet, und deren Bestrafung er in diesem Verluste sah. Ja, einige seiner Aeußerungen zeigten, daß er durch jene Katastrophe sich jetzt wie von einer dämonischen Macht befreit fühlte.

„So lange ich reich war," sagte er, „habe ich keinen Tag inneren Frieden, ruhiges Gewissen, reine Freude gehabt, und nun sind sie für immer dahin. Dem Guten mag Reichthum ein Segen sein; mir war er ein Fluch."

„Und doch, lieber Sohn," sagte die Alte, „hat sein Besitz und sein Verlust Sie aus Ihrer Gottesfeindschaft und Gottverlassenheit gerettet. Zweifeln Sie, daß er dies sollte? Und wenn er es sollte und wenn er es gethan hat, welch' größere Gnade konnte Ihnen widerfahren?"

Ehe er ihr antworten konnte, öffnete sich die Thür und Marie trat in das bereits verdunkelte Zimmer ein. Sie trug eine Lampe in der Hand, welche die Schuhmacherfrau ihr mitgegeben hatte. Das volle Licht fiel auf Sturm, der sich ihr zukehrte. Sie sah erschrocken auf ihn hin, sie erbebte, ihre Augen füllten sich mit Thränen, einen Augenblick schwankte die Lampe in ihrer Hand. Dann trat sie mit leisen sicheren Schritten näher, ohne die nassen Augen von Sturm abzuwenden, und setzte die Lampe auf den Tisch. Sturm hatte beide Hände zu ihr erhoben und wollte aufstehen. Sie schlang den Arm um seinen Nacken und hielt ihn sanft nieder, während sie ihm mit der anderen Hand das Haar aus der Stirne strich und ihn liebevoll schmerzlich anblickte.

„Marie," sagte er, „kannst du mir vergeben?"

Sie erbebte noch einmal vor der klanglosen Stimme, sagte aber sogleich mit ihrer sanften Festigkeit: „Das hab' ich von Anfang an gethan, Ludwig. Verlaß dich darauf."

„Ja," lispelte die Alte, „das kann ich bezeugen und hab' es ihm schon gesagt."

„Marie!" sagte er. „Ich bin deiner Vergebung, bin so vieler Liebe und Treue nicht werth."

Sie umschlang ihn inniger und beide ruhten schweigend aneinander.

„Sie wissen das Beste noch nicht, Marie," versetzte die Gichtbrüchige. „Er sagt mit Aufrichtigkeit wie jener Sohn im Evangelium: Ich habe gesündiget im Himmel und vor Dir, und bin nicht werth; aber er begreift noch nicht, daß Freude über ihn im Himmel ist, weil er verloren war und ist gefunden worden."

„O mein Gott!" rief Marie. Sie hatte die Alte verstanden und drückte ihm einen langen Kuß auf die Stirne. Dann aber bog sie sich von ihm zurück, betrachtete ihn und sagte: „Dein Kopf ist so heiß, Ludwig; du siehst so bleich und erschöpft aus; ich fürchte, du bist sehr krank."

„Ich glaube nicht," sagte er. „Ich war nur noch nicht ganz hergestellt, und habe drei Tage und drei Nächte auf den harten Bänken der Eisenbahnwagen zugebracht. Aber jetzt fühle ich freilich, daß mich alle Kräfte verlassen, sogar die Gedanken."

Marie lehnte ihn sacht in den Sessel zurück. Sie

wußte von dem Schuhmacher, was wegen der Wohnung verabredet war, und ging hinaus, um nachzusehen, ob alles bereit sei.

Der Schuhmacher war zurückgekehrt, zeigte Marien, daß das Stübchen gereinigt, wohldurchwärmt, auch das Bett frisch überzogen sei, und erbot sich von selbst, Sturm beim Auskleiden und Niederlegen zu helfen. Sie nahm es dankbar an und eilte zunächst in eine angrenzende Garküche, von wo sie dann eben so rasch mit einigen stärkenden Speisen zurückkehrte. Sie fand Sturm in einem Zustande großer Ermattung, doch der Anblick der Nahrungsmittel belebte ihn wieder. Er gestand, daß er aus Geldmangel seit vierundzwanzig Stunden nichts genossen habe auf der Reise. Obgleich er vor Erschöpfung kaum aufrecht zu sitzen vermochte, so sättigte er sich doch reichlich von dem Vorgesetzten, während er zwischendurch seinen Dank durch Blicke und einzelne Worte zu erkennen gab. Frau Rebhan sagte ihm dabei auf ihre Weise manches gute Wort, und Marie suchte ihm auf alle Art ihre unveränderte Liebe zu bezeugen. Als er sich gesättigt zurücklehnte, sagte ihm Marie, daß Zimmer und Bett bereit seien, und beide Frauen mahnten ihn, sich zur Ruhe zu begeben. Als er äußerte, daß er so ungern von ihnen gehe, bemerkte Marie, sie werde bis zur Nachtzeit in seiner Nähe bleiben. Ihr Bruder sei benachrichtigt und werde sie nach dem Konzert abholen. Morgen werde sie sich in aller Frühe wieder einstellen, ihre Arbeit mitbringen und den Tag über dort bleiben.

Er drückte ihr dankbar die Hand, raffte sich nach einigem Schweigen noch einmal zusammen und sagte: „Ihr mögt Recht haben. Ich bin keiner zusammenhängenden Gedanken mehr fähig und will euch folgen. Das Vergangene liegt zu schwer auf mir. Hundertmal auf der langen Fahrt habe ich mir gesagt: Wenn mich zuerst meine Armuth, dann mein Reichthum verdorben, so war die Schuld weder an der Armuth noch an dem Reichthum, sondern an mir, an mir, an mir! Ich kann nichts aufbringen, um mich zu rechtfertigen oder zu entschuldigen. Das ist der Schrecken, der auf mir liegt. Ich weiß nicht, wie meine Seele davon genesen soll. Ist es möglich, so kann es nur bei euch Beiden geschehen. Ich hätte noch vieles zu sagen, aber die Gedanken wollen nicht mehr stillhalten. Marie, Frau Rebhan wird dir alles erzählen — Gott lohne euch eure Liebe und Güte! Gute Nacht, Gute Nacht!"

Er war aufgestanden und Marie führte den Wankenden in das Nebenstübchen, wo sie ihn dem bereits harrenden Schuhmacher überlieferte und nach einem herzlichen Kusse verließ, um wieder zu der Alten zurückzukehren. Sturm würde ohne den Beistand des hülfreichen Mannes zu Boden gesunken sein, so erschöpft war er jetzt an Geist und Körper. Sein Zustand glich dem eines Ueberberauschten, seine Worte waren verwirrt, seine Glieder versagten jeden Dienst, und es kostete große Mühe, ihn zu entkleiden und auf das Bett zu bringen. Kaum aber war dies geschehen, als er in einen tod-

ähnlichen Schlaf versank. Der Schuhmacher meldete dies den Frauen und kehrte dann in seine Wohnung zurück.

Marie hatte inzwischen das Geld an sich genommen, um davon die nöthigen Ausgaben für Sturm zu bestreiten. Sie hielt ihn für krank, und als die Diakonissin erschien, bat sie diese, am folgenden Morgen den Arzt zu ihm zu schicken. Durch die Aufwärterin, welche der Alten das Abendessen brachte, ließ Marie auch für sich etwas Speise holen und schickte sie dann fort, da sie alles Erforderliche für Frau Rebhan besorgen werde. Auch that sie dies, nachdem Beide gegessen hatten, mit der ihr eigenen Ruhe und Sicherheit, und nur ihre Blässe und ihre feuchten Augen zeugten von der tiefen Bewegung dieses festen Herzens.

Die kleine Alte achtete, ja fühlte kaum ihre Schmerzen über den innigen Antheil, den sie an Beiden, an Sturm wie an Marie nahm, und sobald sie wieder in ihrer gewöhnlichen Lage war und Marie sich zu ihr gesetzt hatte, sagte sie: „Vor Allem, liebe Marie, muß ich jetzt das Verlangen unseres Freundes erfüllen und Ihnen treulich wiedererzählen, was er mir von seiner Lebensgeschichte erzählt hat. Es ist ja wunderlich, wie Einer derselbe sein und doch ganz anders werden kann, und man versteht einen Menschen erst aus seiner Geschichte. O, das Schlimmste und das Beste in einem Menschenleben, ja in der ganzen Welt ist Geschichte. Ohne seine Geschichte wäre es nicht zu begreifen, wie sich unser Freund in Benehmen und Sprechen und in seiner ganzen Seele

so verändert haben könnte; ja nicht einmal, warum er den Verlust eines so großen Vermögens nach der ersten verzweifelten Erschütterung jetzt fast nicht einmal beklagt. Doch was dies angeht, so sind ihm freilich jetzt wichtigere Dinge auch wichtiger geworden; und dann heißt es bei ihm ja recht: wie gewonnen, so zerronnen. An einem Lotteriegewinnst haftet weder der Schweiß noch der Segen der Arbeit. Aber ich wollte erzählen. So hören Sie denn!"

Nach dieser Einleitung wiederholte sie Marien so genau, als es nur bei ihrem Gedächtnisse möglich war, was ihr Sturm erzählt hatte, wenn auch nicht, ohne in ihrer Weise Sprüche und Betrachtungen einzuflechten, welche alles scheinbar Zufällige überall als Handhabe einer höheren Leitung darzustellen suchten. Marie horchte still und mit niedergeschlagenen Augen, aus denen nur dann und wann eine Thräne herabtropfte, und als die Alte geendet, saß sie noch immer stumm und mit gefalteten Händen da.

Es war indeß spät geworden und Stiller erschien mit vor Aufregung, Eile und Kälte gerötheten Wangen. Marie stand schnell auf und machte sich zum Fortgehen bereit, ließ ihn aber nicht zum Fragen kommen. Sie müsse morgen mit dem Frühesten wieder hier sein, sagte sie, und werde ihm unterwegs von Allem Kunde geben. So wünschten sie der Alten gute Nacht und eilten hinaus.

Regen und Wind hatten aufgehört und der Himmel war sternenklar. Marie erzählte dem Bruder, was sie

erlebt und gehört. Sie erzählte treu und wahr, aber nicht die zärtlichste Mutter kann die Wunden ihres Lieblings schonender berühren, als Mariens Worte Sturm's Verirrungen; nicht inniger kann jene Gott preisen für die Herstellung ihres Lieblings, als es Marie that für Sturm's Sinnesänderung. Sie war des herzlichen Antheils ihres Bruders gewiß; auch bezeugte er ihr denselben auf alle Weise und versprach beim Scheiden, sie in der Frühe wieder hinzugeleiten und selbst nach Sturm zu sehen.

So holte er sie denn auch am nächsten Morgen noch vor Tagesanbruch ab. Es hatte die Nacht gefroren und geglatteist. Sie kamen deßhalb nur langsam vorwärts, und es war schon hell, als sie vor dem Hause anlangten. Drunten zeigte Marie dem Bruder Sturm's Thür, bat ihn, leise hineinzublicken, und ging dann zu Frau Rebhan voraus.

Vorsichtig und geräuschlos öffnete Stiller die Thür. Aber wie erschrak er, als er den ganzen Boden vor dem Bette mit Blut bedeckt fand, und Sturm blaß wie eine Leiche ihm von dem gleichfalls blutgerötheten Bette entgegenblickte und ihm, da er ihn sogleich erkannt hatte, die Hand entgegen streckte.

„Du darfst nicht so erschrecken, Christian," sagte er leise, doch mit freierer Stimme als am Tage vorher. Ich habe dasselbe schon einmal in Basel gehabt. Sei mir herzlich willkommen! Es ist sehr lieb und gut von dir, daß du mich aufsuchst."

„Armer Freund! Lieber Bruder!“ sagte Christian, indem er ihm die Hand drückte. „Ich weiß Alles. Aber mein Gott, wir müssen sogleich einen Arzt rufen! Ein so heftiger Blutsturz ist nicht ohne Bedenken, zumal wenn er sich wiederholt.“

„Man muß tragen, was man sich aufladt,“ entgegnete Sturm, „aber eines Arztes bedarf ich nicht.“

Er bat Stillern, ihm aus seinem Rock eine kleine Ledertasche hervorzuholen, öffnete sie und suchte aus einigen Papieren das Rezept des schweizerischen Arztes hervor, das er in die Apotheke zu schicken bat. Da fiel ihm ein anderes Blatt in die Hände, dessen Anblick seinen Gedanken eine andere Richtung gab. „Christian,“ sagte er, „hier im Hause wohnte sonst ein Notar. Laß ihn doch ersuchen, wegen eines Geschäftes zu mir herunterzukommen, aber erst etwas später, wenn der Boden da gereinigt ist. Ist Marie schon hier?“

Stiller bejahte es. — „Sorge, daß sie nichts erfährt von dem, was mir in der Nacht zügestoßen ist. Es könnte sie ängstigen.“

Stiller begab sich zu dem Schuhmacher, dessen Frau Alles zu besorgen versprach, und kehrte dann wieder zu Sturm zurück. Er fand ihn im Begriff aus dem Bette zu steigen. Stiller machte lebhafte Einwendungen dagegen, mußte aber nachgeben, als Sturm versicherte, die aufrechte Stellung sei heilsamer für ihn, auch müsse er nothwendig Marie und Frau Rebhan sehen.

Sturm fühlte sich schwächer, als er geglaubt hatte,

und Christian mußte ihn stützen und halten, während er sich wusch und ankleidete. Sein Zittern schob er auf die Kälte, obgleich das Stübchen noch ziemlich warm war. Ehe sie fortgingen, sagte er: „Christian, ich sehe es und fühl' es, daß du mir vergeben hast. Ich verdiene es nicht, aber ich danke dir von ganzer Seele."

„Sprich nicht davon!" erwiderte Stiller. „Ich habe damals so schlecht von dir gedacht und bin dir so feind gewesen, daß du mir vielmehr zu verzeihen hast. Wir bedürfen größerer Verzeihung für das, was Andere nicht wissen, als für das, was wir gethan oder gesagt haben."

Sturm legte seinen Arm über die Schultern des kleinen Freundes und ließ sich von ihm hinausführen. Sie trafen die Schuhmacherfrau an der Thür und Sturm ersuchte sie, ihm nach der Reinigung des Zimmers eine Wassersuppe zu bereiten und zu Frau Rebhan hereinzubringen. Dann gingen sie zu den Frauen hinein.

Diese erschraken über Sturm's Aussehen, ließen sich's aber nicht merken. Marie eilte ihm entgegen, umarmte ihn zärtlich, stützte ihn, führte ihn zu dem Lehnsessel und übernahm von diesem Augenblicke an jede Sorge für ihn. Nur seine ausdrückliche Bitte konnte sie abhalten, hinauszueilen und selbst die Suppe zu kochen, von der er ihr sagte, als sie ihm den schon bereiteten Kaffee reichen wollte.

Während der Anwesenheit Stiller's vermied Sturm

über das zu sprechen, was ihn im tiefsten Herzen quälte. Er erkundigte sich nach den Umständen des Freundes und erfuhr dessen Beförderung und Verlobung. Christian erzählte ihm von Anna, in deren Lob die beiden Frauen einstimmten; wie er sie kennen gelernt habe, auch daß sie ihre Hochzeit im nächsten Mai zu feiern dächten und dann die Wohnung beziehen würden, welche bisher die alten Holzdörfer's inne gehabt. Inzwischen wurde die Arznei gebracht, von der Sturm aus Mariens Hand einnahm. Dann erschien auch die Suppe, und als Sturm diese genossen, wurde ihm gemeldet, daß der Herr Notar in seinem Zimmer sei. Die Frauen blickten ihn erstaunt an. Er bemerkte nur, er habe mit ihm noch ein Geschäft zu Ende zu bringen, wobei sie allein bleiben müßten; nahm seine Arzneiflasche und ließ sich von Stiller, der ohnehin nicht länger bleiben konnte, in sein Stübchen führen.

Ueber eine Stunde blieb Sturm mit dem Notar in seinem Zimmer, und dieser eilte nur einmal in seine Wohnung hinauf, um Schreibgeräth herunterzuholen. Er schrieb noch, als angepocht wurde und der Arzt eintrat.

„Guten Morgen, lieber Doktor," sagte der Notar, der ihn kannte. „Erlauben Sie, daß ich fortfahre, und thun Sie indeß Ihr Bestes an dem jungen Manne. Hernach darf ich Sie wohl um Bezeugung seiner Unterschrift bitten." Er schrieb weiter, ohne sich durch die Anwesenheit des Arztes stören zu lassen.

Der Arzt examinirte und untersuchte Sturm, prüfte

und billigte die Arznei, empfahl ihm vor Allem Ruhe und ordnete seine Diät an. Augenblicklich sei nichts zu besorgen, aber er müsse sich sehr vorsichtig halten, denn bei einer Wiederholung der Blutergießung sei für nichts einzustehen.

Der Notar war unterdeß auch fertig geworden und hatte den Schuhmacher herbeigeholt. Sturm mußte ein paar Urkunden unterzeichnen, der Doktor und der Schuhmacher unterschrieben als Zeugen dafür, und dann nahm der Notar die Schriften zu sich. Als er den Arzt fortbegleitete, sagte er: „Sehen Sie zu, daß Sie den Mann durchbringen. Er ist erstaunlich schwach, aber er stemmt sich dagegen wie ein Held, und ist der beste rechtschaffenste Taugenichts, der sich jemals selbst zu Grunde gerichtet hat." Der Arzt zuckte die Achseln.

Sturm schlich mit Hülfe des Schuhmachers wieder in das Zimmer der Alten, berichtete dieser den Besuch des Arztes und erwähnte, was derselbe ihm für Diät vorgeschrieben habe.

Und nun folgten wunderbar stille und doch geistig bewegte Tage. Marie blieb immer gegenwärtig, sorgte für Alles und ging nur für die Nacht heim, wozu der Bruder sie regelmäßig abholte. Sturm's körperlicher Zustand ward nicht schlimmer, aber auch nicht besser. Mariens ruhige, gleichmäßige, treue und liebreiche Sorge dagegen und die tröstlich belebende Zusprache der kleinen Alten in ihrem Bette übten die beste Wirkung auf sein Gemüth aus. Was Frau Rebhan ihm entgegenbrachte,

war nichts Neues, nichts Außerordentliches, es war der alte Schrift- und Katechismusglaube; aber ihm war es neu, ihm war es außerordentlich, denn nicht als dürre Lehre, sondern als Zeugniß überdringender Erfahrung, als Ausströmung innigsten Seelenlebens kam es an ihn heran, und eben zu der Zeit, wo er es bedurfte, wo sein Inneres darnach lechzte wie die dürren Sommergefilde nach dem befruchtenden Regen. Und wie aus derselben Himmelsgegend, aus der dem Verirrten die Nacht aufsteigt mit all ihren Schrecken, sich auch wieder die Morgenröthe und die allerleuchtende, allerwärmende Sonne erhebt, so fühlte und erkannte er sich allmählich von derselben unendlichen Macht liebend, vergebend und versöhnt umfangen, deren heilige Nähe er zuvor nur mit verzehrender Angst empfunden. Marie war glücklich über diese Umwandlung.

Allein je heller, friedlicher und hingelassener es in Sturm's Gemüthe wurde, desto fester wurde seine Ueberzeugung, daß er nicht wieder genesen werde. Marie wollte er mit diesem Gedanken nicht betrüben, der alten Freundin aber vertraute er ihn, und sie war nicht die Frau darnach, ihm Hoffnungen einzusprechen, die sie selbst nicht hatte.

Der Arzt kam einige Mal, wußte aber keine Arznei zu verordnen und empfahl nur etwas stärkendere Nahrungsmittel. „Leider,“ sagte er, „seien Wetter und Jahreszeit nicht geeignet, dem Leidenden den Genuß der Luft zu verschaffen; er könne nur zur Geduld ermahnen.“

So schlich Sturm zwischen seinem Stübchen und dem der Alten hin und her, zufrieden, gefaßt, ernst aber glücklich, dankbar gegen Alle; und eines Morgens fand man ihn entseelt in seinem Bette, die Hände gefaltet, den Ausdruck seliger Ruhe in den erstarrten Gesichtszügen. Die früheren Anfälle hatten sich wiederholt.

Was von dem Heimgegangenen Irdisches zurückgeblieben war, hatte man der mütterlichen Erde wiedergegeben. Ohne Frau gewesen zu sein, fühlte sich Marie als Wittwe. Bis zur Bestattung war sie noch jeden Tag zu Frau Rebhan gegangen, und wer hätte ihren Schmerz so verstanden und getheilt, wer ihm alles Herbe so abzustreifen gewußt als die kleine, gichtbrüchige Alte? Dann aber war sie daheimgeblieben und hatte mit stiller fester Ergebung ihre täglichen Arbeiten wieder aufgenommen. Keine ihrer vielen vornehmen Kunden ahnte, was dies schlichte ruhige Wesen durchlebt hatte.

Anna hatte Alles zwar nur von fern und durch die Andeutungen Mariens und die reichlicheren Mittheilungen Christians miterlebt, allein ihre weiche bewegliche Natur war davon innig ergriffen worden, sie zeigte dies mit unbefangener Offenheit und wurde dadurch der beste Trost für Marie. Nach einiger Zeit aber war es Marie selbst, welche über andere und heitere Dinge wieder gesprächiger wurde, die Ausstattung Annas und ihrer künftigen Wohnung, das Fest des künftigen Maimonats

in Erinnerung brachte. Das gute Mädchen wollte die bräutlichen Tage der so heiter angelegten, für das Glück so empfänglichen Kleinen durch ihre Trauer nicht länger getrübt sehen. Auch sah sie, wie ihr Bruder sich bemühte, sie Alle über die schmerzlichen Nachklänge des Erlebten wieder in eine frische Empfindung ihrer Zustände hinüberzuführen. Sie verschloß ihr Leid in ihrem Innern, und während sie es wie einen geheimen Schatz hegte, den man nur in den einsamsten Augenblicken hervorholt, suchte sie liebreich Annas frühere Heiterkeit wieder zu beleben. Allmählich gelang ihr dies, und in demselben Maße fand sie selbst sich auch mit zufriedener Ruhe in den Gang des Lebens zurecht.

Als der Winter einem milden Vorfrühlinge wich, waren Christian und Anna wieder tief in ihr Glück eingetaucht und schafften und sorgten für ihre künftige Einrichtung, gleich einem Paar Vöglein, die sich ihr Nest bauen. Dabei aber wies Anna den Gedanken, sich von Marie zu trennen, mit lebhafter Entschiedenheit zurück. Sie verlangte, Marie solle mit ihr und dem Bruder zusammenwohnen, und erklärte mit komischem Ernst, sie werde auch nach der Trauung Christian nicht in die neue Wohnung folgen, wenn Marie in der alten bleibe. Könne Marie sie entbehren, so könne sie doch Marie nicht entbehren und werde bleiben, wo diese bleibe. Christian war froh, daß Anna verlangte, was er selbst im Stillen wünschte, und ihren vereinigten Bitten gab Marie gerne nach. Sie fühlte das Bedürfniß, jetzt den

Lebenden, an die sie gewiesen war, etwas zu sein, da sie dem Todten nichts mehr sein konnte, und es that ihr wohl, daß jene sich so eifrig bemühten, in der engsten Verbindung mit ihr zu bleiben.

Es war Stillern gelungen, zu der Holzdörfer'schen und seiner bisherigen Wohnung noch ein paar artige Zimmer in demselben Dachgeschoß zu miethen, und er behauptete wohl lächelnd, er habe jetzt Raum wie ein Fürst. Daß die alte Frau Holzdörfer als zu ihnen gehörig angesehen werde, wurde von Allen stillschweigend vorausgesetzt. Als Christian in diesem Sinne mit ihr redete, nahm sie es sehr gerührt an. Sie werde ihnen nicht zur Last fallen, sagte sie, so lange sie mit ihrem einen Auge sehen und arbeiten könne. Sollte sie ganz erblinden, so werde Gott sorgen und sie hoffentlich bald zu ihrem Alten bringen. Sogar Tante Rebhan hätte Stiller gern in seine und Annas unmittelbare Nähe gezogen, aber diese erklärte rundweg, wo Gott sie hingelegt habe, da wolle sie auch liegen bleiben. Sie müsse zu ihrer Erleichterung auch einmal ächzen können, ohne ein junges glückliches Paar damit zu stören, und wo sie sei, fehle ihr nichts was sie wünsche, und mehr könne der glücklichste Mensch nicht sagen.

Zu Anfang April wurden sämmtliche Zimmer erneuert, und nun begann Christians vorhergesagte Verschwendung, indem er mit Anna umherging und von ihr berathen einkaufte, was ihnen an nothwendigem Hausgeräth noch fehlte. Dabei war jedoch die zierliche

erröthende Braut die sparsamere, auch konnte mancher Verkäufer ihrem lieblichen Gesichtchen die freundliche Bitte um Preisermäßigung nicht abschlagen, und sie wußte Alles so einzurichten, daß Christians Ersparnisse, durch die ihrigen vermehrt, vollkommen ausreichten, um einen einfachen Haushalt mit allem Unentbehrlichen auszustatten.

Während sie einst auf einem solchen Gange begriffen waren, erschien bei Marien zu ihrer Verwunderung der Notar, mit dem Sturm am Tage nach seiner Wiederkehr die Zusammenkunft gehabt hatte. „Er habe ihr," sagte er, „im Namen und aus Vollmacht ihres verstorbenen Bräutigams etwas abzuliefern;" und nachdem er sich ohne Umstände gesetzt, erzählte er ihr Folgendes:

Als Sturm sich damals mit ihm besprochen, hatte er ihn in Rath nehmen wollen, ob von seinem so unglücklich angelegten Vermögen nicht noch etwas für Marie zu retten sei. An sich, hatte er gesagt, denke er nicht mehr, denn mit ihm gehe es wahrscheinlich bald zu Ende. Könnte er aber noch für sie sorgen, so halte er das für seine Schuldigkeit. Er hatte dem Notar von dem Gewinn des Geldes, von Isidor Löwe und dem buckligen Graukopf erzählt, in der Meinung, daß diese zu einiger Entschädigung angehalten werden könnten. Der Notar hatte ihm erwidert, daß davon unter allen Umständen nicht die Rede sein könne, daß dazu aber auch weder Löwe noch der Bucklige, den er recht gut kenne und der Krakauer heiße, im Stande wären, da beide bankerott seien

und jetzt in größter Armuth lebten. Aus dem zu Grunde gegangenen Unternehmen werde aber wohl noch eine Kleinigkeit zu retten sein, und wolle Sturm ihm den Depositenschein über die Aktien, den er noch habe, anvertrauen und die nöthigen Vollmachten geben, so werde er sorgen, daß Marie erhalte, was zu retten sei. Da Sturm hiermit einverstanden gewesen, so hatten sie darnach verfahren und der Notar hatte sich die Aktien aushändigen lassen.

„Jetzt," fuhr er fort, „haben besondere Umstände die Angelegenheit schneller zu Ende geführt, als ich dachte. Viele Leute haben große Verluste erlitten, denn es sind auf jede eingezahlten hundert Thaler nur zwei und ein halber Thaler zurückgezahlt. Für Sie, meine Gute, macht das aber doch den hübschen Betrag von beinahe fünftausend Thalern, die ich Ihnen nach Abzug meiner Auslagen und Gebühren hiermit überliefere, indem ich zugleich um Quittung bitte."

Marie war ebenso überrascht als gerührt, aber ihre gefaßte und besonnene Art verleugnete sich nicht. „Das ist für meine Verhältnisse sehr viel," sagte sie, während der Notar die Banknoten auf den Tisch hinzählte; „es vergegenwärtigt mir die ganze Liebe meines seligen Freundes, und doch fürchte ich mich, es anzurühren, es mein zu nennen. Es ist kein Segen dabei gewesen."

„Meine Gute," sagte der Notar, „Segen oder Unsegen liegt nicht am Besitz, sondern am Besitzer. Ihre Furcht selbst verbürgt, daß dieses Geschenk, das Ihnen

gleichsam von jenseits des Grabes kommt, Ihnen und Anderen nur zum Guten dienen wird."

Er versprach ihr dann noch seinen Rath zu einer sichern Anlage des Geldes, sie mußte es nachzählen und den Empfang bescheinigen, und dann entzog er sich ihrem Dank durch raschen Abschied.

Marie verschwieg diese Sache einstweilen dem Brautpaare, allein sie verwendete einige hundert Thaler, um für dasselbe in den nächsten Wochen solche Anschaffungen zu machen, die seine häusliche Einrichtung vollständiger und behaglicher ergänzten. Mit Hülfe von Frau Holzdörfer, die sie in das Geheimniß zog, wurden diese Gegenstände in einem besonderen Raume bis zum Hochzeitstage verborgen gehalten. Eine gute Bekannte übernahm es, sie während dieses Tages in verabredeter Weise an ihre Stellen zu bringen. Auch fehlte es hierzu nicht an Zeit, denn die Trauung sollte nicht in der Stadt, sondern in einem nahegelegenen Kirchdorfe stattfinden, dessen Pfarrer Stillern verwandt und befreundet war.

Und endlich erschien dieser Tag, zugleich mit dem herrlichsten Maiwetter, und der lieblichen rosigen Braut zog Marie das von ihr selbst geschneiderte feine weiße Brautkleid, das sie ihr schon wiederholt anprobirt hatte, in vollem Ernst an, und ging in ihrer stillen Weise um sie her und putzte sie heraus und betrachtete sie von Kopf bis zu den Füßen, um sich zu überzeugen, daß sie nirgends mehr ein Fehl entdecken könne. Als sie nichts mehr an ihr zu thun fand, hing sie ihr ein Kettchen

mit einem goldenen Kreuzchen um den Hals, wehrte dann aber Annas dankbare Umarmung ab, weil sie „sonst alles zerdrücken würde,“ und reichte ihr nur den Mund zum Kuß. Sie selbst hatte heute die Trauer abgelegt, die sie seit Sturms Tode trug, und war bereits festlich gekleidet.

Beide waren soeben fertig und Marie hatte die Schachtel mit dem Myrthenkranze, der erst im Pfarrhaus aufgesetzt werden sollte, herbeigeholt, als Christian, gleichfalls hochzeitlich angethan, hereintrat. Mit dem ehrlichsten Erstaunen über den wunderlieblichen Anblick der geschmückten Braut blieb er einen Augenblick stehen und wollte sie dann entzückt umarmen, aber Marie trat rasch dazwischen, und auch er mußte sich mit einem Kuß und Händedruck begnügen. Dann aber eilten sie alle Drei hinunter zu dem stattlichen Wagen, in welchem Frau Holzdörfer in ihrem besten Anzuge bereits von Christian mitgebracht worden war.

Rasch waren die Straßen der Stadt durchfahren, und als sie hinauskamen und sahen, daß vom Staube nichts zu befürchten sei, da es die Nacht ein wenig geregnet hatte, so ließ Christian das Verdeck des Wagens zurückschlagen, und nun wogte der Frühling mit seinen Farben und Düften und all seinem Glanz bis zu ihnen heran. Sie fuhren durch Alleen prächtig blühender Apfelbäume, unter denen sich die grünenden sprossenden Felder hinbreiteten, über denen sich der blaueste Himmel wölbte, und die Lerchen flatterten zu ihm empor und

sangen dem glücklichen Paare jubelnde Brautlieder. Die ganze Natur schien ihr Fest mitzufeiern. Alle Vier waren von der Herrlichkeit, die sie umgab, so ergriffen, daß sie einander kaum ein paar Worte gesagt hatten, als sie in dem Dörfchen anlangten und alsbald vor dem Pfarrhause ausstiegen.

Pfarrer und Pfarrerin empfingen sie sehr freundlich und geleiteten sie in ihr Besuchzimmer, wo sie noch zwei Gäste trafen. „Tante Rebhan!" rief Anna und flog zu ihr. „Das ist Ihre Güte, gnädige Frau! O, wie danke ich Ihnen!" sagte sie dann zu einer klug und wohlwollend dreinsehenden Dame von mittleren Jahren.

„Ich mußte," versetzte diese, „meiner alten Freundin und Ihnen diese Freude machen. Dafür müssen Sie mir auch erlauben, bei Tisch Ihr Gast zu sein."

Anna blickte sie verlegen an, aber die Pfarrerin flüsterte ihr zu, daß sie im Auftrage Mariens für ein kleines anständiges Hochzeitsmahl gesorgt habe.

Frau Rebhan saß halb liegend in einem sehr bequemen auf Federn ruhenden Rollstuhle, der auf demselben Krankenwagen, in welchem sie hergefahren, aus der Stadt mitgebracht war. So wurde sie nun auch von dem Bedienten der Dame und in deren Geleit, den Uebrigen voran, auf dem glatten Kieswege in die nahe Kirche gefahren.

Die Pfarrerin ließ sich's nicht nehmen, der schönen kleinen Braut den Kranz kunstgerecht auf die blonden Locken zu setzen, und dann zogen Alle in die Kirche.

Christian und Anna waren wie in einer andern Welt, so groß, so unglaublich kam ihnen Alles vor, was ihnen geschah, was um sie her war — die Orgelklänge und der Gesang der Schulkinder, die würdig feierliche Trauung, bei der sie öffentlich geloben konnten, was sie so oft sich insgeheim gesagt, die Beglückwünschungen der Zeugen, der Segensspruch der weißhaarigen Tante Rebhan, dann die Rückkehr in das Pfarrhaus, dann das Hochzeitsmahl in dem Garten unter einem breiten Apfelbaume, der wie mit unzähligen Röschen überdeckt war, die den Alles beglänzenden Sonnenschein abhielten, dann die Abfahrt von Frau Rebhan in Begleitung einer Wärterin in dem weichen Krankenwagen, dann ein köstlicher Spaziergang über blühende Wiesen und durch ein wunderbar duftendes Wäldchen — dabei das Durcheinanderwogen von Jubel und Rührung in den Herzen der beiden Menschen, die einander nun für das ganze Leben angehörten — alles dies schenkte ihnen einer jener Tage, die wie ein seliger Traum vorüberschwinden und doch wie unvergeßliche Denksteine in der Erinnerung stehen bleiben.

Als die Sonne sich zum Niedergange neigte, nahm die edle Dame Marie und Frau Holzdörfer in ihren Wagen und fuhr voraus. Erst später und langsamer folgte, nach herzlichem Abschiede von den freundlichen Pfarrersleuten, das glückselige junge Paar. Und war diese stille gemeinsame Heimfahrt unter süßem Liebesgeflüster und oft noch süßerem Schweigen nicht auch nur eine Fortsetzung jenes unvergeßlichen Traumes?

Es war noch Tag, als sie zu Hause anlangten und ihre nun gemeinsame Wohnung betraten. Aber war sie dies auch? Oder gehörte das viele Neue und Schöne, das sie dort erblickten, die hinzugekommenen Möbelstücke, der Tisch mit aufgekramtem reichlichen Weißzeug, die hübschen Teppiche, das kostbar glänzende Notenpult und was sich sonst Unerwartetes ihren Blicken zeigte, gehörte das auch nur einem Traume an?

Nein. Marie war da und zeigte es ihnen als das Ihrige und erzählte, mit welchen Mitteln sie es angeschafft, und sagte: „Nicht mir danket, sondern nehmet dies als ein Vermächtniß des Heimgegangenen, dem weder Armuth noch Reichthum aus den Verirrungen geholfen, die sein Unglück waren, sondern allein das, worin auch wir unser Glück suchen wollen, wir seien arm oder reich."

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.

Die Schule des Lebens Novelle

Bd.: 3

1888